Gemälde

des

Wiener Congresses

1814—1815.

Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen,
Anecdoten,

von

Graf de la Garde.

Uebersetzt von

Dr. Ludwig Eichler.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Gesellschaft bei Hofe. — Die Kaiserin von Oesterreich. — Die Gesellschaft der Troubadours. — Das Gesellschaftstheater. — Die Kaiserin von Rußland. — Der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg. — Lebendes Bild. — Der Schnurrbart des Grafen Wurbna. — Romanze als lebendes Bild. — Die Waise der Gefängnisse. — Die Diplomatie und der Tanz. — Ball und Souper bei Hofe.

Ununterbrochen folgten Feste auf Feste, es schien, als halte man jeden Augenblick für verloren, den man nicht dem Vergnügen weihe. Alle acht Tage war großer Empfang und Ball bei Hofe. Dem Impulse gehorchend, der von oben herabgegeben wurde, hatten die Familien der höchsten Oesterreichischen Gesellschaft gleichfalls ihre bestimmten Tage, wo sie in ihren Salons die Tausende von Fremden empfingen, welche Geschäfte oder noch mehr die Vergnügungen nach Wien gezogen hatten. Montags versammelte man sich bei der Fürstin Metternich, Donnerstags beim Herrn von Trautmannsdorf, dem Oberstallmeister; Sonnabends bei der schönen Gräfin Zichy.

Um auch ihrerseits für diese anmuthige Gastlichkeit sich dankbar zu bezeigen, entsprachen alle Ambassadeurs und Bevollmächtigte durch Feste dem glänzenden Empfang, der ihnen selbst zu Theil wurde: vermöge dieses fortwährenden Austausches flossen die Tage dahin, ohne daß man sie zählte, und Jedermann schien die Maxime angenommen zu haben: Glücklich zu sein ist das erste Bedürfniß des Menschen.

Die Kaiserin von Oesterreich war in gewisser Beziehung die Seele dieser Aufeinanderfolge von Bällen, Banketts, Reunionen, Maskeraden u. s. w. In Italien geboren, dem berühmten, durch Ariost und Tasso gefeierten Hause Este entsprossen, hatte sie von ihren Ahnen Geschmack und Anlage für alle Künste geerbt. Ihre Güte war außerordentlich: ihre frische Phantasie erfreute sich an den Einzelnheiten dieser freudigen Feste. Zwei französische Künstler Isabey und Herr Moreau, ein Architekt voller Talent, waren ihr gewöhnlicher Beistand. Sie erfand, ordnete an, und die Aufgabe der Künstler war es, ihre lachenden reizenden Gedanken treu auszuführen und in's Werk zu setzen.

Eine ihrer Lieblingsvergnügungen war es, in ihren Zimmern Theatervorstellungen zu geben. Keine Mühe scheuend in der Rolle eines Impressario, hatte sie es dahin gebracht, eine Vereinigung von Schauspielern aus der Gesellschaft zu rekrutiren und zu-

sammen zu bringen. Unter ihnen glänzten Talente, welche selbst auf der Bühne nicht am unrechten Orte gewesen wären. In dieser Gesellschaftsgruppe figurirten die aristokratischsten Namen: für die Komödie die Grafen Ojarowski, Stanislaus Potocki, Wallstein, Woyna, die Damen Edmund von Perigord und Flora Wurbna; für die Oper der Fürst Anton Radziwil, der Marquis de Salvo, die Grafen von Bombelles und Petersen, die Gräfinnen Appony, Karl Zichy, Woyna, die Fürstin Jablonowska; endlich für das deutsche Trauerspiel: die Gräfin Zichy, die Gräfin Esterhazy, der Graf Zchny. Besonders wurde unser in allen Genres so reiches Theater in Contribution gesetzt. Bei einer der Vorstellungen wurde die Tragödie Wallenstein von Schiller und die Rivaux d'eux-mêmes nach einander mit wirklich bemerkenswerthem Zusammenspiel gegeben.

Einige junge Leute waren beflissen, der trocknen Diplomatie, die damals, wie man sagt, nicht immer eine gaie science war, eine Diversion zu machen und hatten unter sich eine Art von poetischer Verbindung gestiftet: man nannte sie die Gesellschaft der Troubadours. Unter ihnen führte man den Fürsten Radziwil, die Grafen Bathyani, Zichy und den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg an. Es war dies eine anmuthreiche Erinnerung an die ritterlich poetischen Sitten des Mittelalters.

Das Fest, das der Hof an jenem Tage gab, war für die meisten der Zuschauer von einer ganz neuen Art: es waren Bilder und Romanzen, die man darstellte. Wir begaben uns zu guter Stunde in den Kaiserpalast, der Prinz von Ligne und ich. Es hatte noch nicht begonnen, doch waren die Säle schon voller Menschen. Den Bemühungen des Grafen Arthur Potocki hatten wir es zu danken, daß wir die Plätze fanden, welche er uns zwischen der Prinzessin Marie Esterhazy und dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg aufgehoben hatte. Ich traf den letzteren zum ersten Male in der Gesellschaft: er war dem Prinzen von Ligne bekannt, der uns denn auch sogleich einander näherte. Er schien mir ebenso schüchtern als schön. Man kann nicht läugnen, daß der Adel des Blutes und der Geburt sich niemals schöner enthüllte als in der ausgezeichneten Miene und der ungezwungenen Haltung dieses Repraesentanten eines erlauchten Hauses. Ohne Zweifel war er damals fern davon, das große Glück vorauszusehen, zu welchem ihn das Schicksal berief, indem es ihn erst mit der größten Fürstin Europa's verband, dann auf den Thron von Belgien setzte und endlich ihm eine vollendete Gattin gab, die aus dem Blute der Könige von Frankreich entsprossen ist. Heute beruht auf ihm eine Zukunft des Glückes von zwei Familien, vielleicht von zwei Völkern . . . .

Nachdem wir einige Worte der Höflichkeit ausgetauscht, verließ uns Prinz Leopold: er hatte in einem der lebenden Bilder, die gegeben werden sollten, eine Rolle auszuführen; wir blieben bei der Fürstin Esterhazy.

Was soll man nach Allem, was schon über das berühmte fürstliche Haus Esterhazy gesagt worden ist, noch sagen? Wer kennt nicht seinen Adel, der sich in die Nacht der Zeiten verliert, und seine Macht, die der von Königen gleich kommt? Sein Pomp, sein Luxus, seine Reichthümer sind von der Art, daß der Geist sich kaum eine Idee davon machen kann und man versucht ist, die Aufzählung derselben ins Reich der mährchenhaftesten Geschichten zu verweisen. Sein Territorialbesitz umfaßt in seinem Umkreise mehr als hundert Dörfer und Flecken, circa vierzig Städte und mehr als dreißig Schlösser oder feste Plätze. Die Landsitze, welche den Hauptstädten wirklicher Staaten gleichen, fassen eine ungeheure Anzahl von herrschaftlichen Appartements, Bildergallerien, Theatern in sich. Das Ungarische Husarenkostüm, das ganz mit Perlen gestickt ist, und das sich von Vater zu Sohn vererbt, ist, wie man sagt, von einem Werthe von vier Millionen Gulden und kostet jedes Mal, wenn es getragen worden ist, zwölf Tausend Gulden Ausbesserung. Auf ihren weiten Domänen üben die Esterhazy das Recht über Leben und Tod aus: sie

haben Truppen und Leibgarden in ihrem Solde. Außerdem hat ein Kaiserliches Dekret, das vom Jahre 1687 herrührt, ihnen das Recht zugestanden, Münzen zu prägen und den Adel zu ertheilen. Wie mancher Souverän möchte versucht sein, seine Krone gegen das Loos solcher Unterthanen zu vertauschen.

Die Fürstin Marie Esterhazy, geborne Fürstin Lichtenstein, war zu jener Zeit noch, obgleich sie schon über die erste Jugend hinaus war, von entzückender Anmuth: sie besaß besonders jene rührende Güte, welche sogar den Frauen noch Reiz giebt, die sonst keine Reize mehr behalten haben. Ihr immer sich gleichbleibender Charakter, ihr anziehendes Wohlwollen veranlaßten mich, die Gelegenheiten aufzusuchen, die mich ihr nahe bringen konnten. Ich hatte früher ihren Gemahl, den Fürsten Nicolaus, in Paris gesehen bei Madame Recamier, dieser Freundin meiner Jugend, der schönsten der Frauen, der würdigsten, Bewunderung und Ehrfurcht einzuflößen. Als leidenschaftlicher, gebildeter Liebhaber der schönen Künste, besonders der Musik, war der Fürst der Maecen der Literaten und Künstler: er behandelte sie als Kenner und belohnte sie königlich.

Ich gefiel mir sehr gut in der Gesellschaft ihres Sohnes, des Fürsten Paul, der einige Jahre jünger ist als ich. Unsre Neigungen, unsre Gewohnheiten waren dieselben. Ich traf ihn häufig bei unsrer

gemeinschaftlichen Freundin, der Gräfin Fuchs. Seit jener Zeit durch seinen Namen und seine hohen Bekanntschaften zu den wichtigsten diplomatischen Posten berufen, hat der Fürst Paul eine unveränderliche Mäßigung und eine Geradheit der Ideen gezeigt, welche nur einem edlen Herzen und einem bedeutenden Geiste angehören. Er ist einer von den Männern, welche bei den jüngsten Negoziationen am meisten zur Aufrechterhaltung der Ruhe in Europa beigetragen haben.

Die Unterhaltung mit der Fürstin Marie verbreitete sich über die Art des Vergnügens, welches der Oesterreichische Hof uns darzubieten im Begriff stand. Sie sagte uns, daß sie ähnliche Bilder in Eisenstadt in einem dazu mitten in einem See erbauten Tempel habe vorstellen lassen, und daß Haydn, ihr Kapellmeister, auf einer Orgel eine Begleitung improvisirt habe, die mit der optischen Wirkung im Einklange gestanden und nicht wenig zur Illusion beigetragen.

Nach und nach traten die Souveräne ein, und setzten sich auf ihre Plätze: der Kaiser Alexander saß wie gewöhnlich an der Seite der Kaiserin von Oesterreich; ein seltsames Mißgeschick wollte es, daß sie beide ein etwas schweres Gehör hatten, Alexander auf der einen, die Kaiserin auf der entgegengesetzten Seite. Die Etikette erheischte, daß sie sich gerade so

setzen mußten, daß sie sich nicht verstehen konnten: deshalb schienen sie fortwährend: Frage und Antwort zu spielen. Alexander zeichnete sich zu jener Zeit durch seine Schönheit und die Gewähltheit seiner Formen aus: sein Herz war nicht unempfänglich für die Schmeicheleien, welche man in dieser Beziehung an ihn richtete; und man wäre ein schlechter Hofmann gewesen, wenn man ihn hätte bemerken lassen, daß man dies sein Gebrechen wahrnehme.

Neben dem Kaiser von Oesterreich saß die reizende Kaiserin Elisabeth von Rußland. Dieser Engel des Himmels vereinigte in sich Alles, was das Glück ihres Gatten und das ihrige begründen konnte. Ihr Gesicht hatte einen hinreißenden Ausdruck und ihre Augen strahlten die Reinheit ihrer Seele wieder. Sie hatte das schönste cendréblonde Haar, das sie gewöhnlich auf die Schulter wallen ließ. Ihre Figur war elegant, schlank und schmiegsam und ihr schwebender Gang verrieth sie selbst unter der Maske augenblicklich. Es war unmöglich, eine Frau zu sehen, auf welche man glücklicher Virgils Vers anwenden konnte:

„Incessu patuit Dea . . . .“

Mit einem liebenswürdigen Charakter verband sie einen lebhaften, gebildeten Geist, Liebe zu den schönen Künsten und eine Großmuth ohne Grenzen. Die zierliche Anmuth ihrer Person, der Adel ihrer Haltung, ihre unerschöpfliche Güte gewannen ihr alle

Herzen. Von einem Gatten, den sie anbetete, seit den ersten Augenblicken ihrer Verbindung vernachlässigt, hatte sie in Einsamkeit und Kummer einer süßen Schwermuth Raum gegeben. Ihre Züge trugen das Gepräge dieser Stimmung, welche dem Tone ihrer Stimme, ihren geringsten Bewegungen etwas Bezauberndes und Unwiderstehliches verlieh.

Eine Symphonie von Hörnern und Harfen ging dem Aufziehen des Vorhanges vorher: man löschte die Kerzen im Saale, um der auf die Bühne fallenden Beleuchtung mehr Wirkung zu geben.

Das erste Bild war die Darstellung eines von einem jungen Wiener Künstler gemalten Bildes: Ludwig XIV. zu den Füßen der Madame de La Vallière: die Darsteller dieser Szene waren der junge Graf Trautmannsdorff, Sohn des Obermarschalls, und die reizende Gräfin Zichy. Beide waren so schön, in dem Antlitz des Grafen war ein solcher Ausdruck von Liebe, in dem lieblichen Gesichte der Gräfin so viel Scham, Ueberraschung und Unschuld, daß die Täuschung vollkommen war.

Das zweite Bild war nach einer schönen Composition von Guèrin, Hippolyt, der sich vor Theseus gegen die Anschuldigung der Phädra vertheidigt. Die Fürstin Jablonowska stellte die Tochter des Minos dar und der junge Graf Woyna den Hippolyt. In den Augen und Zügen der einen las man die glühende

Leidenschaft, welche mit Gewissensbissen kämpft, während der andere durch seine ruhige und antike Haltung, durch seinen ehrfurchtsvollen Schmerz nur die Reinheit seines Herzens zu seiner Vertheidigung aufzurufen schien. Niemals hat der Gedanke Racines, obgleich er hier von dem Reize der schönen Verse entblößt war, beredtere Dolmetscher gehabt.

Die durch die berühmten Personen des Hofes dargestellten Bilder, die prächtigen Costüme, die ausgezeichnete Beleuchtung, dies Ganze der künstlerischen Anordnung rief bei der Versammlung lebhafte Bewunderung hervor; es ist unmöglich, sich den Zauber einer solchen Vorstellung zu denken, wenn man nicht selbst Zuschauer gewesen ist. Die Unbeweglichkeit der Darsteller machte die Wirkung überraschend; indessen waren mehrere Stellungen so ermüdend, daß man von ihnen die Haltung nicht länger als einige Minuten verlangen konnte.

Darauf bereitete man das Theater für die darzustellenden Romanzen vor; ein Orchester, auf dem sich die berühmtesten Instrumentisten Deutschlands befanden, führte Symphonien von Haydn uud Mozart aus.

Die erste Romanze war: „Partant pour la Syrie," deren Melodie, in Europa populär geworden, von der Königin von Holland ist. Demoiselle Houbault, eine junge Belgierin, welche mit einem ange=

nehmen Gesicht eine Stimme voll Anmuth verband, sang die Worte, während die Prinzessin von Hessen-Philippstadt und der junge Graf von Schönfeld den Gegenstand darstellten. Bei dem Couplet der Heirath kam ein Chor von den hübschesten Personen des Hofes und gruppirte sich um die Hauptdarsteller. Diese Menge von reizenden Gesichtern, der volle Zusammenklang der Stimmen, die ausdrucksvolle Miene der beiden Geliebten, die ganze Aufführung mit einem Worte, wurde mit Begeisterung applaudirt.

Ich war zu weit von Alexander entfernt, um hören zu können, was er dem Prinzen Eugen, der nahe bei ihm neben dem König von Baiern seinem Schwiegervater saß, sagte; aber es war an dem Gefühle des Vergnügens und der Dankbarkeit, das sich auf dem Antlitze Eugens malte, unschwer zu sehen, daß das vom Kaiser dieser musikalischen Composition ertheilte Lob mit schmeichelhaften und wohlwollenden Ausdrücken für seine Schwester begleitet wurde.

Die zweite Romanze war die von Coupigny: „Un jeune troubadour qui chante et fait la guerre," ausgeführt vom Grafen von Schönborn und der Gräfin Marassi. Die dritte war ebenfalls von der Königin Hortense: fait ce que dois, avienne que pourra. Sie wurde ebenso ausgezeichnet gesungen, als gewandt ausgeführt von der schönen Gräfin Za-

moiska, Tochter des Marschalls Czartorysky, und dem jungen Prinzen Radziwill; wie das Frühere nahm man sie mit vielem Lobe auf, alle Stimmen nannten die Componistin, und der Beifall wurde nur um so größer.

„Das,“ sagte der Prinz von Ligne zu mir, „ist ein Zepter, das nicht in der Hand der Demoiselle Beauharnois zerbrechen kann; sie ist noch Königin von Talentes Gnaden, wenn sie auch aufgehört hat, es von Gottes Gnaden zu sein. Ich habe viel Neigung, muß ich gestehen, für Frauen, welche die Musik lieben, und besonders für solche, welche so schön componiren, wie das eben Gehörte. Die Musik ist eine Universalsprache, sie erzählt auf harmonische Weise allen Ohren ihre Empfindungen der Seele. Es giebt nur boshafte Menschen, die der ehemaligen Königin von Holland Böses nachsagen konnten, und nur Narren haben es glauben können. Was mich anbetrifft, so bin ich glücklich, gefallenen Größen applaudiren und meine Huldigung darbringen zu können, besonders wenn sie dem Range Ehre gemacht haben, auf welchen das Schicksal sie gestellt.“

— „Ja, mein Prinz, alle diese Absetzungen sind noch so neu und jene Erhöhungen, obwohl in Bezug auf Legitimität bestritten, datiren schon von so lange, daß sie eine Art von Ehrfurcht in der Erinnerung zurücklassen, welcher die dem Talente zukommende Be-

wunderung nicht schadet. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Königin Hortense beim Beginn ihrer Größe zu sehen. Noch ganz jung an einen neuen und vom Ruhme ganz bewegten Hof versetzt, wußte sie der Unruhe desselben den Reiz eines friedlichen Verdienstes gegenüberzustellen. Als das Glück so reißende Fortschritte machte, veränderte sie sich nicht, und der Pomp des Kaiserthums fand sie stets bescheiden und natürlich; sie scheint mit dem Genie zur Kunst und allen Keimen der Talente geboren zu sein. Sie singt und spielt auf mehrern Instrumenten die reizende Musik ihrer Compositionen; sie zeichnet mit seltener Vollkommenheit; aber was man nicht genug loben kann, ist das ausgezeichnete Wohlwollen, welches ihre Mutter auf sie vererbt zu haben scheint. Alle Beide hatten, als sie auf den höchsten Rang erhoben wurden, keine von den Eigenschaften verloren, welche auch in einer niedern Stellung Liebe einflößen."

„Ich höre Sie gern so sprechen; es ist nach nach meiner Ansicht herrlich, zu bewundern; ich hasse die Leute, welche immer für eine schöne Handlung ein Motiv von Interesse suchen; merken Sie sich, es sind nur niedere Seelen, welche das Talent herabzuwürdigen streben, und nur Narren, welche den Neidern Beifall zurufen."

Man hatte den Vorhang heruntergelassen, um

das letzte Gemälde anzuordnen, welches das Schauspiel auf glänzende Weise vollenden und den Olymp mit allen seinen mythologischen Gottheiten darstellen sollte. Es war nichts vernachlässigt worden, um die Ausführung der Größe des Vorwurfs entsprechen zu lassen. Indessen hatte man einen Augenblick befürchten müssen, daß diese Ausführung nicht zu Stande kommen würde, was zwei Tage lang zu einer auf andere Weise zarten und schwierigen Negociation Anlaß gab, als die Negociationen, welche gewöhnlich unter den hohen Diplomaten verhandelt werden, und es hatte nichts weniger bedurft, als eine hohe Intervention, um diese Frage zu erledigen, an welcher die Götterversammlung leicht gescheitert wäre. Folgendes ist der Gegenstand dieser ernsthaften Befürchtung.

Alle Rollen im Olymp waren vertheilt; dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, dessen Schönheit ausgezeichnet war, fiel der Jupiter zu, und dem Grafen Zichy der Mars.

Aber es fehlte ein Apollo; unter der Gesellschaft der Troubadours war der junge Graf von Wurbna der einzige, der diese Rolle hätte würdig ausführen können. Die Rolle war ihm also angeboten worden und er hatte sie angenommen; aber der Graf, welcher in jeder Beziehung alle Eigenschaften in sich vereinigte, welche die glänzende Rolle von ihm verlangte, hatte

außerdem noch etwas, was nicht zum Programm gehörte; seine Oberlippe war nämlich mit einem hübschen Schnurrbart geziert, und er hielt darauf, wie man auf Alles hält, was Einem nicht übel steht. Nun hatte man aber, weder im Olymp, noch auf seinem Sonnenwagen oder als einfachen Hirten jemals den Gott des Tages mit diesem Schmuck eines Husarenrittmeisters gesehen.

Der mit der Anordnung des Gemäldes Beauftragte nannte sich Omer, was zu allen Arten von Witzworten Anlaß gab. Omer wurde daher zu dem jungen Grafen abgesandt, um Unterhandlungen anzuknüpfen und ihn aufzufordern, daß er sich des ungeeigneten Schmuckes entledigen möge. Trotz seines poetischen Namens (die Orthographie bei Seite gesetzt*) wird Omer kaum angehört. Gründe, Schmeicheleien, Bitten, alles wird nach und nach bei dem schönen jungen Manne, aber vergebens, versucht. Man setzt ihm auseinander, daß es unmöglich sei, das angekündigte Tableau darzustellen; — auch das hilft nichts. Unerbittlich wie Achill, der sich in sein Zelt zurückgezogen, schien er den Schwur gethan zu haben, sich von seinem Schnurrbarte nur mit dem Leben zu trennen.

---

*) Homère wird bekanntlich ohne Hörbarkeit des H gesprochen.

Das Gerücht von dieser sonderbaren Hartnäckigkeit verbreitet sich mit der Schnelligkeit einer bösen Nachricht; man läuft hin und her, man beunruhigt sich, man geht mit sich zu Rathe, man vergißt alle andern Vergnügungen, man hätte sogar den Congreß vergessen, wenn überhaupt nur Jemand daran gedacht hätte, daß Congreß gehalten wurde. Der Schnurrbart wurde Gegenstand aller Unterhaltungen und der allgemeinen Befürchtungen.

Endlich nimmt man bei dieser ernsten Angelegenheit zu einem großen Mittel Zuflucht: man spricht mit der Kaiserin davon. Diese ging offen in das Complott ein und köderte an demselben Abende den jungen Widerspenstigen, daß er besiegt oder vielmehr verführt einen Augenblick sich entfernt und dann mit einer Oberlippe wiederkommt, die weiß und glatt war wie die eines jungen Mädchens. So war auf ein einziges Wort Ludwigs XIV. der Wald unter der Axt gefallen, welcher auf dem Schlosse petit bourg die Aussicht hinderte; wahrhaftig die Souveraine und besonders die Souveraininnen haben zum Niederschlagen oder zum Aufbauen stets zauberkräftige Worte.

Das Opfer war gebracht und man wußte, daß vermöge des glücklichen Abschlusses dieser Unterhandlung Omer sein olympisches Werk zu einem guten Ende hatte bringen können. Endlich geht der Vorhang auf. Die göttliche Versammlung zeigt sich

dem ungeduldigen Blicke; die Königin der Götter ist dargestellt durch die Tochter des Admirals Sir Sidney Smith, Venus von Fräulein von Wilhelm, Ehrendame der Prinzessin von Thurn und Taxis, und Minerva durch die schöne Gräfin Rosalie Rzewuska. Die zuerst durch die einzige Schönheit des ganzen Gemäldes entzückten Augen richten sich bald auf Apollo allein, der sich in seinem ganzen Ruhme zeigt und für seinen Gehorsam durch süßes und erlauchtes Lächeln wohl belohnt wird.

Während der Vorstellung dieses Bildes führte ein junger Franzose, der Baron Thierry, Attaché bei der portugiesischen Legation, ein Harfensolo auf. Dieser junge Mensch war in England, wohin er seinen Aeltern zur Zeit der Emigration gefolgt war, erzogen worden, hatte dieses Instrument cultivirt und war zu einem damals sehr seltenen Grade der Geschicklichkeit gekommen. Sehr wohlgebildet, von interessantem Gesicht galt er damals in Wien für einen der am meisten in der Mode seienden Fremden. Einige Zeit darauf war er der Held eines Abenteuers, das etwas romantisch war; sein mit aller Vollkommenheit, die die Harfe zuläßt, ausgeführtes Solo brachte den größten Effect hervor; schöne und königliche Hände gaben das Zeichen zum Beifallsklatschen; der Olymp selbst wurde davon bewegt. Endlich sank der Vorhang unter einstimmigem Bravo, die Souveraine

erheben sich und man verfügt sich in den benachbarten Saal, der glänzend für den Ball eingerichtet war.

„Sie haben,“ sagte der Prinz von Ligne zu mir, „die schöne Gräfin Rzewuska eben mit den Attributen der Minerva bewundern können. Sie kennen wahrscheinlich ihre Geschichte nicht, sie ist ein Roman, dessen Wirklichkeit die rührendste Erfindung überbietet.“

— Nein, mein Prinz; ich habe die Gräfin in Polen gekannt und habe in ihr eine der durch Geist und Schönheit ausgezeichnetsten Frauen ihres Landes bewundert; aber ich wußte nicht, daß sich auch noch ein anderes Interesse an ihre Person knüpft.

„Sie hat das wunderbarste Spiel des Zufalls erfahren; ihre Mutter, die Fürstin Fanny Lubomirska, wohnte zu der Zeit in Paris, wo der revolutionaire Taumel über Frankreich sein Leichentuch breitete. Ganz und gar der Erziehung ihrer einzigen Tochter Rosalie sich hingebend, welche damals fünf Jahr alt war, glaubte sie inmitten der Schaffotte und der Thränen durch die heiligen Gesetze des Völkerrechts geschützt zu sein. Aber bei dem revolutionairen Comité denunzirt, unter der banalen und albernen Beschuldigung einer Verschwörung gegen die Republik, wird sie dem Bluttribunal übergeben; verdächtig, beschuldigt, zum Tode verurtheilt, das war in wenig

Tagen das Schicksal dieser zutrauensvollen Fremden. Von allen ihren Dienern seit ihrer Einsperrung in die Conciergerie getrennt, hatte man ihr doch erlaubt, ihre Tochter mitzunehmen. An dem Tage, wo diese unglückliche Mutter zum Schaffot geschleppt wurde, empfahl sie Rosalie der Sorge ihrer Unglücksgefährten, aber diese erfuhren nach und nach dasselbe Loos, als die Prinzessin, und hinterließen Rosalien andern Gefangenen; und das arme Kind, das so von einem Opfer dem andern hinterlassen und adoptirt wurde, fand endlich aus Mitleid bei der Wäscherin des Gefängnisses, Namens Bertot, Aufnahme. Diese würdige Frau, von der Verlassenheit der Kleinen gerührt, fügte dieses sechste Kind noch den fünfen zu, denen sie bereits Mutter war, und wurde so die Vorsehung der Waise der Gefängnisse.''

„Obgleich in einer von dem Schicksal, das ihr anfangs bestimmt war, so verschiedenen Lage erzogen, verband Rosalie doch schon mit den schönsten Eigenschaften der Seele die glücklichsten Gaben der Natur; geschäftig half sie ihrer Wohlthäterin bei ihren Arbeiten, und wußte durch ihre liebende Sorgfalt und das Bestreben, sich angenehm zu machen, es bald dahin zu bringen, daß ihre Mutter zwischen ihr und den eigenen Kindern keinen Unterschied mehr fand.''

„Indessen hatte die Blutherrschaft aufgehört, und

das Verzeichniß der Opfer jener Zeit wurde in ganz Europa bekannt gemacht; auf diese Weise erfuhren die Freunde der Fürstin, daß eine erlauchte Fremde auf einem Boden, den man frei nannte, ihr unvorsichtiges Vertrauen mit dem Kopfe hatte bezahlen müssen."

„Bei dieser schrecklichen Nachricht eilte der Graf Rzewuski, der Bruder der Fürstin, nach Paris. Unter dem Beistande der Obrigkeiten beschäftigte er sich unaufhörlich mit der Aufsuchung der Spuren von der Tochter seiner unglücklichen Schwester, aber alle diese Bemühungen blieben ohne Erfolg, Versprechungen, genaues Signalement, Anzeigen, nichts war vernachlässigt worden: die arme Wäscherin las weder die Zeitung noch die Anzeigen ausgesetzter Belohnungen. Der Schließer der Conciergerie, welcher allein Aufklärung hätte geben können, war gestorben und hatte schon mehrere Nachfolger gehabt, es hatte also den Anschein, als würde der Graf nicht auf die Spur des ihm so theuren Kindes kommen; mehrere Wochen waren vergangen, und Alles ließ ihn befürchten, Elend und Verlassenheit möchten den Tod der Waise beeilt haben. Indeß wollte die Vorsicht, daß die Zeit der Prüfung für Rosalie vorbei sein sollte, und fügte es so, daß die Wäscherin der Conciergerie auch zugleich in dem Hôtel Grande-Batelière

beschäftigt war, wo der Graf bei seiner Ankunft abgestiegen.“

„Eines Morgens, als Rosalie in Begleitung ihrer Pflegemutter Wäsche nach dem Hôtel brachte, bemerkte sie der Graf, als sie über den Hof ging, ihre Schönheit fiel ihm auf und er glaubte in ihren Zügen einige Aehnlichkeit mit denen seiner Schwester zu finden.“

„Wie ist Ihr Name, meine schöne Kleine“ fragte er das Kind.

— „Rosalie mein Herr“ antwortete sie ihm.

„Rosalie sagen Sie!“ Gute Frau, ist das Kind das ihrige?

— „Ja mein Herr, es ist das meinige, denn ich ernähre es seit drei Jahren, aber wenn ich es auch mein nenne, so habe ich es doch nicht geboren, es ist die Tochter einer armen Gefangenen und hat weder Vater noch Mutter, aber sehen Sie, mein Herr, für mich ist das Unglück wie Vogelleim, ich bleibe an ihm hängen.“

„Das Kind einer Gefangenen, sagen Sie?“

— „Und noch dazu einer großen Dame, welche mit vielen andern zur Zeit Robespierres guillotinirt worden ist.“

„Von diesem Augenblick an konnte der Graf nicht mehr zweifeln, daß es seine Nichte sei; um sich gänzlich davon zu überzeugen, spricht er polnisch

mit ihr und bei diesen Klängen, welche ihr die süßen Eindrücke ihrer Jugend zurückrufen, bricht Rosalie in Thränen aus, und wirft sich dem Grafen in die Arme."

— „O ich verstehe Sie, mein Herr, ich verstehe Sie, wiederholen Sie es noch einmal, so sprach meine Mutter mit mir!"

Der Graf, sich am Ziele seiner Wünsche sehend, drückt Rosalie an sein Herz und bethaut sie mit Thränen:

„Rosalie! meine Rosalie! so find' ich Dich denn endlich wieder, ja Du bist meine Nichte, die Tochter meiner vielgeliebten Schwester."

„Darauf wandte er sich zu der guten Wäscherin die vor Verwunderung ganz stumm und unbeweglich war, und sagte zu ihr, indem er das Kind ihr wieder übergab:"

„Brave Frau, sein Sie fernerhin ihre Mutter, Sie sollen sie nicht verlassen, da die hülflose Waise zu Ihrer Familie gehört hat, so soll Ihre Familie nicht aufhören, die ihrige zu sein; und hier ist vorläufig etwas, um Ihnen zu zeigen, wie wir mit Ihnen theilen."

„Bei diesen Worten gab er ihr eine mit Gold gefüllte Börse und zwang sie von Stund an, sich mit ihren Kindern im Hôtel Grande-Batelière einzurichten, wenige Zeit darauf verließ er Paris, um nach

Polen zurück zu kehren, wohin die gute Bertot ihm mit Rosalien folgte. Die Kinder der Wäscherin wurden dort gleichfalls unter den Augen des Grafen mit vieler Sorgfalt erzogen; die Knaben besuchten die Universität Wilna, traten nachher in das Militair ein und wurden später Adjutanten des Fürsten Poniatowski; die Töchter wurden mit einer reichen Aussteuer an polnische Edelleute verheirathet."

„Die schöne Rosalie hatte ihren Vetter, den Grafen Rzewusky, geheirathet, und heute breitet Reichthum und Glück einen goldenen Schleier über ihr Geschick, aber sie hat immer ihre Wohlthäterin, die brave Bertot, bei sich behalten und niemals aufgehört, sie wie ihre Mutter zu lieben."

Ich dankte dem Prinzen und versprach ihm, die Erinnerung an diesen merkwürdigen Glückszufall zu bewahren, welcher vielleicht von der Geschichte verschmäht wird, aber es verdient, in allen Herzen ein Denkmal zu finden.

Indeß begann der Tanz; ich bot der Fürstin Esterhazy wieder den Arm und hatte während eines Theils des Abends die Ehre, ihr Cavalier zu sein. Sie sprach mit einer natürlichen, großen Leichtigkeit über die schönen Künste würzte ihre Unterhaltung mit stets treffenden, von aller Pedanterie entfernten Citaten und verband in ihren Bemerkungen über die Gesellschaft Scharfblick mit Milde. Man

konnte in ihrer schönen Physiognomie Alles lesen, was eine vortreffliche Gattin, die zärtlichste Mutter und die aufrichtigste, hingebendste Freundin bekundet; deshalb war mir auch die Annehmlichkeit ihrer Unterhaltung tausendmal lieber, als die lärmenden Vergnügungen dieses Abends.

Alle Personen, welche bei den Bildern und den Romanzen beschäftigt gewesen waren, hatten ihr Costüm beibehalten, ihre Anzahl war nicht unbeträchtlich, sie führten Quadrillen auf, welche dem Feste noch einen neuen Reiz verliehen, den des bunten Wechsels; man hätte sagen mögen, daß die Anmuth, dieser göttliche Antheil der Schönheit, in gleicher Weise, aber unter verschiedenen Formen unter den Völkern aller Klimate vertheilt worden sei. Niemals machte diese Wahrheit sich bemerklicher, als auf diesen Festen des Congresses, wo die ausgezeichnetsten Frauen der verschiedenen Theile Europas mit gleicher und doch so verschiedenartiger Anmuth strahlten.

Der Prinz von Ligne und ich, wir irrten in der Reihe von glänzenden Sälen umher und musterten die lieblichen Gesichter, welche nach und nach vor unsern Augen alle Arten von Schönheit entfalteten: die Fürstin Marie Metternich, die Gräfin Bathyani mit dem melancholischen Blick, mit dem zarten schmiegsamen Wuchse, die beiden Schwestern Eleonore und Pauline von Schwarzenberg, in Jugend-

frische glänzend, die Fürstin Jablonowska, die Gräfin Sophie Woyna und die Gräfin Dürkheim, alle beide etwas schwärmerisch, die Gräfin Julie Zichy mit der bezaubernden Anmuth, die Gräfinnen Marassi, Ugarte, Schönborn, die Fürstin Helene Suwarow, deren Portrait ich schon geschildert, und endlich die Gräfin Paar; mit einem Worte, wir sahen nichts als entzückende Gesichter, flüchtiges Lächeln und Mienen, in welchen Sorglosigkeit und Glück strahlte und die den Geist entzückten, indem sie die Blicke fesselten.

Der Kaiser Alexander hatte den Ball mit der Kaiserin von Oestreich durch eine Polonaise eröffnet, eine Art Tanzmarsch, das unerläßliche Vorspiel aller Hofbälle. In einem benachbarten Salon spielten einige Mitglieder des diplomatischen Corps ernsthaft Whist, ein Vergnügen, das auch von den Europäischen Verhandlungen unzertrennlich zu sein schien. Aber die Polonaise machte sehr bald dem Schweigen ein Ende, welches dieses kunstreiche Spiel erheischt. Das Orchester hatte das Zeichen gegeben, und da es im Hauptsaale zu eng war, so zog sich die lange Reihe der Tänzer unter der Anführuug des Czaren durch die Gemächer des Palastes hindurch, umschlang mit ihren Windungen die ernsthaften Quadrillen der Spieler und nachdem sie einen ungeheuern Umzug gemacht, kehrte sie wieder in vollkommenster Ordnung

nach ihrem Ausgangspunkte zurück und nahm ihre anmuthreichen Tanzfiguren wieder auf.

Gegen das Ende des Abends bildeten sich hier und dort Gruppen, junge Leute verabredeten Vergnügungspartieen für den folgenden Tag, während die Repraesentanten Europa's die ernsten Fragen des Augenblicks erörterten.

Dort unterhält sich Herr von Talleyrand mit dem Prinzen Leopold von Neapel, dem Herrn von Labrador, dem Ritter de los Rios und dem Cardinal Gonzalvi. Der Marquis von Marialva, der junge Graf von Lucchesini, Carl von Rechberg bilden einen Kreis um sie. Man spricht vom König Mürat. Mit seinem gewöhnlichen Phlegma läßt Herr von Talleyrand einige von den prophetischen Worten fallen, welche man als die Vorläufer von dem Sturze dieses Stegreif-Souverains betrachten kann*).

Herr von Latour du Pin, Gesandter von Frankreich, ist der Mitelpunkt einer Gruppe, in welcher

---

*) Der Fürst Talleyrand hielt auf dem Congresse mit Muth und Standhaftigkeit die Rechte des Königs von Neapel gegen die Anhänger Mürats aufrecht, der dankbare Monarch verlieh ihm dafür im Jahre 1817 das Herzogthum von Dino. Herr von Talleyrand ließ dasselbe auf seinen Neffen, den Grafen Edmund von Perigord übertragen, der seitdem den Herzogtitel führte.

man seinen Collegen, Herrn Alexis von Noailles, die Herren von Wintzingerode, Pozzo di Borgo, den Marquis Saint-Marsan, den Grafen Rossi u. a. bemerkt.

Lord Castlereagh steht gegen ein Kamin gelehnt und hört dem Könige von *** kalt zu; die Menge hat sich mit einer respektsvollen Ehrfurcht etwas von ihnen entfernt. Indeß spricht Seine Majestät mit vielem Eifer, seine Haltung ist beinahe die eines Bittenden oder vielmehr eines Advocaten, der seine Richter überzeugen will. Man hört die Worte: Polen, Schadloshaltung, Tractat von Kalisch. Mylord läßt zur Antwort einige wenige Worte gegen den erhabenen Sprecher fallen. Wenn man sie sieht, wird man daran erinnert, daß, wenn die Coalition auch gesiegt hat, England es war, das die Soldaten bezahlte.

Lord S . . . geht von einem Saale in den andern; er will sich nur sehen lassen, darum nennt man ihn auch nicht anders, als den vergoldeten Pfau.

Inmitten dieser frohen Gesellschaften entdeckten junge Diplomaten häufig die tiefsten Geheimnisse der Politik; bemüht, den Inhalt einer Unterredung aufzufangen, hielten sie, ohne sich den Schein davon zu geben, während des Tanzes bei einem dieser improvisirten Klubbs an; und ein einziges Wort, das

einer einflußreichen Person entschlüpfte, war für sie ein Ariadnefaden und eine Regel für ihr Benehmen, die sie geschickt zu benutzen wußten zum Aerger der bedeutenden Person, welche überrascht war, ihre Absichten errathen zu sehen.

Um Mitternacht wurde ein glänzendes Souper aufgetragen. Die Souveraine setzten sich an den für sie bestimmten Tisch, an den andern Tischen nahm Jeder ohne Umstände und Etiquette Platz und der Frohsinn dieses Mahles war auf diese Weise von allem Zwange frei und erlaubte den Geistern, sich leichter zu verständigen, den Herzen, einander zu finden. Alle diese Banquetts hatten denselben Anstrich; es war immer derselbe Luxus, dieselbe Pracht, und obgleich man noch in den ersten Tagen des Congresses war, so getraute man sich doch schon nicht mehr, die Summe der Ausgaben des Hofes zu berechnen.

Dagegen erörterte man weitläufig die unendliche Anzahl von Fremden, welche in Folge der Geschäfte und der Vergnügungen halber sich in Wien aufhielten. Man weiß, durch welche harte Mittel Colbert die erschöpften Cassen seines Herrn füllte. Aber was waren die Karrussels Ludwig des XIV. im Vergleich mit dieser zauberischen Aufeinanderfolge von Festlichkeiten?

Endlich kam der Augenblick der Ruhe. Man entfernte sich, um dem Schlafe neue Kräfte abzufordern für die Vergnügungen des folgenden Tages, welcher der Kette dieses Freudentaumels wieder ein Glied anfügen sollte.

II.

Der Prinz Eugen Beauharnais. — Erinnerungen des Prinzen von Ligne. — Die Theater der Eremitage und zu Trianon. — Einige Portraits. — Pletemberg oder Liebeszwist. —

Einige Tage darauf begab ich mich morgens zum Prinzen Eugen Beauharnais. Unsre Bekanntschaft rührte von meiner Jugend her und bei allen Gelegenheiten, die mich in Paris, Mailand, Wien ihm nahe brachten, fand ich, wie alle seine andern Freunde, bei ihm ein hingebendes Herz und eine wohlwollende Stütze. Die Bande der Sympathie, welche sich im frühsten Alter so schnell knüpfen, hatten uns trotz der Verschiedenheit des Ranges vereinigt. Es hatte nicht an ihm gelegen, daß sein Einfluß in Italien mir nicht eine glänzende Laufbahn in der Verwaltung geöffnet. Diese Beweise seiner Zuneigung hatten in meinem Herzen den Grund zu einer tiefgefühlten Dankbarkeit gelegt.

Er war leidend: ich konnte bald wahrnehmen, daß der Zustand seiner Seele einen wesentlichen Einfluß auf seine Gesundheit ausübte. Wie viel herbe

Schmerzen waren aber auch über ihn gekommen! Binnen weniger Monate das Mißgeschick Frankreichs, der Sturz Napoleons, der Verlust einer glänzenden Stellung und, was über Alles geht, der Verlust einer angebeteten Mutter!

Seine Stellung in Wien hatte etwas Gezwungenes und Schiefes: sie war für ihn eine Quelle fortwährender Unbehaglichkeiten. Sein Empfang war der Gegenstand diplomatischer Erörterungen gewesen: er verdankte ihn blos dem Dringen des Königs von Baiern, seines Schwiegervaters, und der Zuneigung des Kaisers Alexander. Aber man konnte es nicht vergessen, daß er der Adoptivsohn Napoleons war, man wußte, daß sein edler Charakter sich nie verläugnen würde, und daß er seinen ganzen Einfluß zu Gunsten des Mannes benutzen würde, der sein Wohlthäter gewesen war. So zwischen die siegreichen Mächte, welche über Frankreichs Unglück triumphirten, und die Vertreter der Regierung der Bourbonen gestellt, schien er inmitten dieses Getümmels und des Stromes von Vergnügungen ganz isolirt dazustehen.

Sein Entgegenkommen war wohlwollend und freundschaftlich. Glücklich, Jemand zu finden, mit dem er von seinen alten Erinnerungen sprechen konnte, kam er auf seine so glänzende, ruhmvolle Vergangenheit zurück. Sein Ausdruck, sein ganzes Wesen hatte

eine Art von schwermüthigem Reiz. Wir gingen die verschiedenen Phasen seiner militairischen Laufbahn durch. Plötzlich wurde seine Rede feurig, von einer lebhaften Bewegung hingerissen, versetzte er mich nach Aegypten und beschrieb mir, wie er seinen ersten Freund in der Schlacht bei den Pyramiden durch eine Stückkugel fortgerissen gesehen hatte. Um diese traurige Erinnerung zu verwischen, sprach ich ihm von der Zeit, wo wir in Clichy bei einem Frühstücke, das Madame Recamier während des kurzen Friedens von Amiens gab, zuerst Bekanntschaft gemacht hatten. Bei diesem Dejeuner hatten sich alle Berühmtheiten Frankreichs und Englands befunden. Darauf kamen wir natürlicherweise auf die Wiener Freuden zu sprechen, die schon erlebten, und die sich noch vorbereitenden. Aber ich bemerkte nur zu bald, daß alle diese für den größten Theil der Zuschauer und handelnden Personen so berauschenden Feierlichkeiten sein Herz unaufhörlich an die ihm schmerzhafte Ursache derselben erinnerten. Es that mir deshalb auch nicht leid, als man den Kaiser Alexander meldete, der ohne Umstände kam, um ihn nach seiner Gewohnheit zu einer Promenade im Prater abzuholen. Ich nahm Abschied von ihm und mußte versprechen, mich oft bei ihm sehen zu lassen. Man kann leicht glauben, daß ich gern einer so lieben Aufforderung nachkam.

Als ich ihn verlassen, ging ich zu meinem täglichen Morgenbesuch beim Prinzen von Ligne. Ich legte ihm gern Rechenschaft ab von der Art, wie ich meinen vorigen Tag verbracht. Obgleich zu jener glücklichen Zeit meine Beschäftigungen größtentheils in einem Leben nach Außen hin bestanden, im Umgange mit jungen Freunden und in gesellschaftlichen Vergnügungen, so schien es mir doch sehr angenehm, zu dem Prinzen zu gehen und seine scharfsinnigen und geistreichen Einfälle zu hören, oder in seiner Häuslichkeit ein Kapitel aus diesem lebendigen Panorama zu studiren.

Es war eine große Menge von Leuten bei ihm: sein kleines Haus konnte sie kaum fassen. Der liebenswürdige Wirth war, wie immer, ein Ausspender von Geist. Sein unerschöpflicher Humor, die Fröhlichkeit seiner Erinnerungen machten den Zuhörern bemerklich, daß, wenn der Körper auch baufällig würde, seine Einbildungskraft doch noch das Gewölbe zusammenhalte. Niemand konnte besser, als er, eine Idee von dem leichten, anmuthigen, kaum zu definirenden ehemaligen französischen Geiste geben. Wenn ich den Prinzen von Ligne sprechen hörte, schien es mir immer, als sei ich um ein Jahrhundert zurückversetzt.

Man sprach von einigen Gerüchten, mit welchen die Müssiggänger vom Graben die Neugierde des

Publikums unterhielten. Nachdem sie Staaten und Kronen vertheilt, legten die Neuigkeitserfinder sich auf Stiftung von Heirathen: so sollte der König von Preußen bald die Großherzogin von Oldenburg, bald eine Oesterreichische Erzherzogin heirathen.

„Diese Herren," sagte der Graf Witt, „mißbrauchen unsere Leichtgläubigkeit auf's Seltsamste. Wollen sie nicht sogar, vermöge einer Scheidung, Seine Majestät von Preußen mit der Kaiserin Marie Louise vermählen?"

— „Mirabeau" erwiederte der Prinz, „behauptete, es gebe keine so plumpe Narrheit, daß man sie einem Manne von Geist nicht annehmbar machen könne, wenn man sie nur einen Monat hindurch ihm täglich von seinem Kammerdiener vorerzählen lasse. Aber in Wahrheit, die Neuigkeiten von Wien erfordern denn doch einen zu robusten Glauben. Ich weiß nicht, wie Robinson auf seiner Insel diesen Spaß aufnehmen würde."

Man unterhielt sich darauf von den theatralischen Vorstellungen, welche die Kaiserin von Oesterreich in den Salons ihres Palastes gab.

„Kein Theater kann mit dem Ihrigen in die Schranken treten," sagte der Prinz sich zu mir wendend. „Ich habe Ihre Stücke überall gesehen. In Preußen bei dem großen Friedrich spielte man nur Meisterwerke der Französischen Bühne; in Rußland

auf dem Theater der Ermitage sah ich le Philosophe marié und Annette et Lubin vor der Kaiserin Katharina aufführen, welche sehr wohl Grazie und Feinheit, wie Größe und Glanz zu würdigen verstand. Welch ein gewähltes Publikum war an diesem glänzenden Hofe, als man Crispin duègne vom Grafen Segür gab, den Cobentzel so bewundrungswürdig spielte, und mein Stück: l'Amant ridicule, dessen Verfasser vielleicht noch lächerlicher war als der Liebhaber! Wie viel Originale waren dazu in diesem Saale anwesend, die mir zum Vorbilde gedient hatten, und, wie es gewöhnlich geht, applaudirten, ohne sich selber darin zu erkennen. Auch das Theater in Ferney war sehenswerth, wo Voltaire selbst vor uns die komischsten Szenen Molières deklamirte und dabei vor Lachen ersticken wollte, was natürlich dem Effekte, den er hervorbringen wollte, beträchtlich schadete. Und Trianon . . . ach, Trianon . . . wo jene engelgleiche Königin so königlich schlecht spielte vor einer Schaar von Höflingen, welche von ihren Reizen trunken waren!"

Und nun begann er mit seinem, so ganz dem achtzehnten Jahrhunderte angehörigen Witze einige von den parfümirten Versailler Plaudereien zu erzählen.

„Welche herrliche Erinnerungen, mein Prinz!" sagte der Graf Witt zu ihm.

— „Mein Gott, ich habe gesehen, erinnere mich dessen, und erzähle es nun.“

Nachdem ich meinen Tag der Freundschaft gewidmet und am Abende die ausdrucksvolle Pantomime Bigottini's in dem Ballet Nina bewundert hatte, ging ich zur Gräfin Fuchs. Ihr Salon war wie gewöhnlich sehr voll; glücklicher Weise fand ich noch einen Platz neben dem Baron Ompteda. Mit einem Augurenernst verband Ompteda einen der originellsten Geister. Niemand konnte so wie er mit wenigen Zügen ein Portrait skizziren. Seine Zunge war ebenso gefürchtet als seine Skizzen. Uebrigens war er ein guter Freund und seine Epigramme waren mehr ein Abstecher des Geistes als ein Fehler des Herzens.

Während die Menge im verschiedensten Sinne um uns her summte, musterte Ompteda alle Personen unsrer Bekanntschaft, welche im Salon waren oder nach und nach eintraten.

„Seit Ihrer Abreise,“ sagte er zu mir, „hat Wien eine Belagerung und eine feindliche Besetzung erlitten: Sie werden indeß keine großen Veränderungen bemerken. Die Lächerlichkeiten sind ganz dieselben geblieben und das entspricht der Unbeweglichkeit der Oesterreichischen Regierung. Nur kann man sie jetzt besser sehen vermöge der fortgeschrittenen Aufklärung des Jahrhunderts.“

„Die Salons sind noch so, wie Sie sie verlassen haben, besonders der hiesige hat nicht aufgehört, der Sammelplatz der Freunde unsrer reizenden Königin zu sein. Niemals war ein Titel mehr verdient als dieser und niemals haben ihre Unterthanen sich gegen ihr Joch aufgelehnt. Wenige Frauen haben so viele Freunde um sich versammelt: aber was noch seltener ist, sie besitzt das Talent, diese Freunde so eng miteinander zu verbinden, daß trotz der Abwesenheit und der Ereignisse, welche sie trennen, sie sich niemals fremd werden. Liebt mich, liebt einander: das ist die Grundlage ihrer Regierung; unsre Vereinigung macht deren Gewalt aus und unser Glück sichert ihr die Dauer. In der That, ich glaube nicht, daß es in der Welt einen milderen Despotismus und angenehmer zu befolgende Gesetze giebt. Sie werden in ihrem Reiche stets Artigkeit ohne Falsch, Offenheit ohne Grobheit, Gefälligkeit ohne Schmeichelei und Rücksichten ohne Zwang finden."

„Zuerst sehen Sie den lieben Major Fuchs, den glücklichen, friedlichen Besitzer des Schatzes, den wir ihm Alle beneiden; er ist von ihr begeistert, wie vor Zeiten von der Organisation der Wiener Miliz, welcher er seinen Grad verdankt, und von der, wie er versichert, der Glanz und das Heil der Oesterreichischen Monarchie abhängt."

„Die Gräfin Laura, seine Gemahlin, ist immer

sich selbst gleich, stets wahr, stets gut: Ihr kindliches Antlitz scheint der Spiegel ihres vortrefflichen Herzens. Wenn man an ihr auch nicht Züge von regelmäßiger Schönheit bewundern kann, so ist der Ausdruck ihres Gesichtes wenigstens von einer gewissen bezaubernden Sanftmuth belebt, welche keine Gefallsucht nachahmen kann. Sie hat jenen versöhnlichen Geist; ohne Abgeschmacktheit, der vielleicht das Geheimniß ist, sich Alles verbindlich zu machen."

„Die Kanonissin Kinsky hat eine Miene von entgegenkommendem Wohlwollen, welches ihren von der Zeit schon etwas mitgenommenen Zügen noch Reiz verleiht."

„Ferner die Prinzessinnen von Kurland: diese schöne Herzogin von Sagan, für Alles, was Heroismus und Größe heißt, leidenschaftlich: ihre hohe Schönheit ist nicht der geringste ihrer Reize. Der Gang, die Geberden, die Haltung, der Ton der Stimme bilden bei ihrer Schwester, der Gräfin Edmund von Perigord einen Gesammteindruck, welcher bezaubernd wirkt. Sie hat in ihrem Gesichte und in ihrer ganzen Person den unwiderstehlichen Reiz, ohne welchen auch die vollkommenste Schönheit ohne Macht ist. Sie gleicht einer Blume, welche des Duftes nicht bewußt scheint, den sie aushaucht. Endlich die letzte dieser drei Grazien Kurlands, die rei-

zende Herzogin von Escherenza, welche in sich Alles vereinigt, was wir bei den beiden andern bewundern."

„In der zweiten Reihe sehen Sie Walmoden, der jetzt Feldmarschall, und trotz seiner Erfolge in der Welt noch immer einfach und wohlwollend geblieben ist. Dasselbe kann man von dem Prinzen von Hessen-Homburg sagen, eine herzliche Güte mäßigt bei ihm das vornehme, imponirende Wesen."

— „Ja, der Prinz Philipp ist einer von den Männern, welchen der Sarkasmus und die Bosheit nichts anhaben kann. Im vertraulichen Umgange zeichnet er sich eben so sehr durch edle Eigenschaften der Herzens aus, als auf dem Schlachtfelde durch glänzende Tapferkeit und kundigen Ueberblick."

Da tritt Nostitz mit Borel ein. Der erstere hat bei der Schlacht von Saalfeld den Prinzen Louis von Preußen, dessen Adjutant er war, in seinen Armen die Seele aushauchen sehen. 1808 hatte man ihm eine Fähnrichsstelle in Oesterreich verweigert. In Rußland machte er besser seinen Weg, denn jetzt ist er schon Oberst mit der Aussicht, es noch weit zu bringen. Nostiz hat nur einen Fehler: ich glaube, er wohnt im Fiacre. Zu jeder Stunde, man mag auf dem Graben, im Prater, auf der Bastey sein, sieht man ihn vorbei fahren, daß die Funken stieben. Er ist halb Mensch, halb Wagen, wie einst die Centauren halb Mensch, halb Pferd waren.

„Borel ist noch derselbe, wie Sie ihn gekannt haben; er zählt so viele Freunde als Bekanntschaften. Immer läßt er sich sanft forttreiben nicht sowohl vom Strudel der Ereignisse als von dem sanften Bache des Lebens, auf dem er als wahrer Epikuräer wogt. Obgleich er einen lebhaften, gebildeten Geist besitzt, hat Borel niemals irgend etwas erfunden. Aber doch, ich irre mich: er hat die Möglichkeit gefunden, seine Schildpatt-Lorgnette in der Augenhöhle festzuhalten. Erhabene Entdeckung, bewundrungswürdige Mode, die alle unsre jungen Leute nachahmen wollen vermöge einer Zusammenziehung der Muskeln, welche der Grimasse sehr nahe kommt."

„Reuß ist in den Wolken: ich habe nicht die Absicht, ihm dahin zu folgen. Da er keine Reisen gemacht hat, so hat er wenig gesehen. Daher hält er seine Phantasie für Erfahrung, die Lust etwas zu wissen für Wissenschaft, unbestimmtes Tappen für Scharfsinn. Er beweis't, wie man mit Geist und talentvollen Anlagen sich der Gesellschaft durch kleine Mängel unerträglich machen kann, welche häufig zu Tage kommen."

„Bemerken Sie dort bei den Prinzessinnen von Kurland den Fürsten Liechtenstein, der im Salon ebenso zu Hause ist als auf dem Schlachtfelde. Man nennt ihn das Fürsten-Ungeheuer. Aber ich versi-

chere Sie, daß er ein Azor ist, der viele Zemiren gefunden hat. Er zählt eben so viele Erfolge bei den Frauen als Siege bei der Armee."

„Der Herzog von Escherenza, der glückliche Gemahl einer bezaubernden Frau, ist einer von den Sterblichen, die, wie Figaro sagt, sich die Mühe gegeben haben, geboren zu werden. Wenn man es genau nimmt, ist das immer kein übles Loos."

„Gentz hat alle Geheimnisse Europa's in Händen: er wird auch bald alle Europäischen Orden besitzen. Er ist eines von den Organen des schweigsamen Wesens, das man die Oesterreichische Regierung nennt. Vielleicht ist er mit seinen Manifesten, seinen Journalartikeln und seinen Proklamationen Napoleon ebenso verderblich gewesen als Rußlands Eis. Aber Ehren und Orden sind ihm nicht Alles. Die Souveräne wissen, daß er auch das Geld liebt; und sie geben es ihm zur Genüge. Von Arbeiten und Geschäften erdrückt, abgestumpft gegen alle Vergnügungen, sucht er sich zu betäuben, indem er sich in den Strudel der Welt stürzt. Dort wird er auch das Glück nicht finden."

„Ferdinand Palfi hat Geist wie ein Kobold: sein Vetter Franz Gold wie ein Paktolus. Der erstere spielt, und mit Glück, er hat von seinem Gewinnst ein prächtiges Hotel bauen lassen, welches man das Kartenhaus nennt. Dort empfängt er

seine Freunde mit dem fröhlichen Gesichte, das Sie an ihm sehen; und seine Freunde sind von sehr großer Anzahl. Franz ist unter den Schönen schön, verschwenderisch gegen die Frauen, von denen er angebetet wird. Alle Beide kann man sagen, sind unter einem glücklichen Sterne geboren."

„Der Fürst Paul Esterhazy ist gut und liebevoll, aber ein wenig kalt. Auch er braucht nur so fort zu leben. Gewiß, er hat eine Zukunft, die einzig in der Welt ist. Ich fragte Malfati gestern, wie sein Vater, der nicht mehr gerade jung ist, einen solchen Strudel von Vergnügungen aushalten könne: „Das Glück hält ihn aufrecht," antwortete mir der Arzt. Unglücklicherweise gehört ein solches Glück nicht zu den Vorschriften, welche der Arzt geben kann.

— „Erklären Sie mir," fragte ich, „warum inmitten so lebhafter Gesellschaften der Graf und die Gräfin Pletemberg fortwährend so eisige, gezwungene Mienen zeigen. Was ist die Ursach dieser krankhaften Schwermuth, welche alle Blicke verletzt?"

„Ich will es Ihnen erzählen; da Sie erst kürzlich in Wien angekommen sind, so haben Sie noch nichts davon gehört: es ist übrigens ein Thema, das sich sehr hübsch ausspinnen ließe. Man könnte eine Sittenschilderung daraus machen, die nicht ohne Interesse und besonders nicht ohne Moral wäre."

„Vor einigen Jahren gelangte Pletemberg sehr jung in den Besitz eines ungeheuren Vermögens, welches ihm der regierende Graf dieses Namens hinterlassen hatte, und wurde zu den reichsten und elegantesten Cavalieren der ganzen Monarchie gerechnet. Mit den Vortheilen eines großen Namens, dem verführerischten Aeusseren verband er noch den Ruf einiger glänzender, vielen Lärmen machender Abenteuer, welche er auf seinen Reisen gehabt. Das Gerücht davon war ihm nach Oesterreich voraus geeilt und hatte ihn bei einer Klasse von Damen in Ansehen gebracht, die nur nach dem Aeusseren urtheilt, ohne sich viel um die Form zu bekümmern. Diesem falschen Glanze verdankte er während seiner ganzen Jugend die Ehre, als das Muster der Männer citirt zu werden, welche die Frauen zu Opfern ihrer Eitelkeit wählen, ein Ruf, der sehr häufig die Stelle jedes anderen Verdienstes vertritt."

„Von der Täuschung umgeben, welche so leicht aus der Macht, Alles wagen zu können, entspringt, begann er sein fünfundzwanzigstes Jahr. Eines Tages bat sein Haushofmeister, den er sonst nur zu sehen pflegte, wenn seine Börse der Füllung bedurfte, dringend um einen Augenblick der Unterredung mit Seiner Excellenz in einer Angelegenheit, welche, wie er sagte, von der höchsten Wichtigkeit war."

„Was giebt es wieder, Herr Dürberg?" fragte

ihn der Graf, sobald er ihn vorgelassen hatte. „Ohne Zweifel wieder ein Kapitel von Moral, wie Sie es mir gewöhnlich lesen, bevor Sie mir die Einkünfte von meinen Gütern auszahlen!“

— „Nichts dergleichen,“ antwortete ihm der Haushofmeister, indem er sich ehrerbietig vor seinem Herrn verneigt; „aber eine unerläßliche Mittheilung, welche für Sie den Werth eines Familienrathes haben dürfte.“

— „Nun so sprechen Sie schnell und sein Sie kurz. Ich höre Sie an, Herr Dürberg.“

— „Sie scheinen zu vergessen, mein hoher Herr, daß eine Klausel des Testamentes Ihres Onkels Ihnen auferlegt, vor Ihrer Majorennität eine stiftsfähige Dame zu heirathen, widrigenfalls Sie aller Rechte der Pletembergschen Erbherrschaft verlustig gehen. An diesen Umstand würden Sie nach Ablauf des Termines Ihre Seitenerben zu erinnern nicht verfehlen, welche mit Christlichkeit Ihnen aufpassen und Sie nicht eher aus Ihrem glänzenden Traume erwecken werden, als bis der Augenblick da ist, wo Sie in den Abgrund gestürzt sein werden. Sie sind jetzt vier und zwanzig und ein halbes Jahr alt; es bleiben Ihnen nur noch sechs Monate Frist und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Sie in diesem kurzen Zeitraume ein noch freies stiftsfähiges Fräulein finden werden, welches ihre Freiheit Ihnen opfert, um Sie

zu heirathen. Denken Sie ernsthaft darüber nach, denn es handelt sich um Alles, was Sie besitzen.“

— „Und um Ihre Haushofmeisterschaft, Herr Dürberg, nicht wahr? Gehen Sie und sein Sie außer Sorgen: ich werde für uns Beide darauf denken.“

„Der Graf ließ es sich nicht zweimal sagen und schickte am andern Tage alle seine Freunde nach Kundschaft aus. Diese entdeckten denn, daß ein Fräulein Adelaide von Gallemberg, Schwester der Frau von Fuchs, von so altem Adel sei, daß sie ohne Prüfung in alle deutschen Stifter eintreten könne, und daß ihr geringes Vermögen für ihre Verwandten Anlaß genug sein würde, in diese Convenienzheirath zu willigen. Der Graf ließ sich der Familie vorstellen. Man machte nur dem Scheine nach Einwendungen und begnügte sich mit Versprechungen von zukünftiger Besserung des Grafen, an denen es dieser nicht fehlen ließ. In Folge dessen begleitete Pletemberg die verwittwete Frau von Gallemberg nach Neustadt, um seine Zukünftige dort zu sehen, welche in einem Kloster dieser Stadt erzogen wurde. Man kann sich leicht denken, was ein vierzehnjähriges Mädchen empfindet, dem man den Vorschlag macht, einen jungen, reichen, schönen Mann aus einem regierenden Hause zu heirathen. Durch eine so lachende Aussicht verlockt, liebte das arme Kind ihn vom ersten

Augenblicke an, und willigte ohne Widerstreben ein, das traurige Kloster mit den Annehmlichkeiten einer Welt zu vertauschen, welche ihre Einbildungskraft ihr mit den glänzendsten Farben ausmalte.“

„Obgleich seine junge Braut schon schön war wie ein Engel, wovon Sie sich jetzt leicht überzeugen können troß ihrer dreißig Jahre und der schmachtenden Schwermuth, welche ihre schönen Augen umflort: so betrachtete der Graf diese nothwendige Verbindung doch nur als ein Mittel zum ruhigen Besitz seines Vermögens. Sobald er Adelaide zum Altare geführt hatte, überließ er sie wie ein Kind der Sorgfalt ihrer Gouvernante und ihrer Mutter.“

„In Verachtung des ihm durch die Nothwendigkeit auferlegten Joches überließ er sich nur noch mit mehr Leichtsinn als jemals seinem verschwenderischen Leben. Mit seinen Lastern prahlend rühmte er sich gegen seine Genossen seiner Ausschweifungen und selbst seines unmenschlichen Betragens gegen seine reizende Gattin. Die arme Gräfin dagegen, welche mit aller Zärtlichkeit und Empfindung der ersten Jugend liebte, litt ohne Muth sich zu beklagen. Sie vergoß ihre Thränen im Stillen oder schüttete ihr Herz in den Busen ihrer Mutter aus. Aber die Leiden, welche das Leben am meisten untergraben, sind gerade diejenigen, welche sich verbergen; und wer auch ihrer Stärke widerstanden hat, unterliegt doch

am Ende der Dauer derselben. Alles, was man nur an häuslichen Tugenden, ergebener Zuneigung, geduldiger Ergebenheit sich denken kann, wurde von ihr aufgewendet, um ein Herz zu fesseln, dessen sie sich werth hielt. Aber nachdem sie Alles versucht hatte, um einen Undankbaren an sich zu ziehen, konnte sie endlich den Aerger nicht überwinden, welchen sie empfand bei dem Anblicke der ihr vorgezogenen Unwürdigen. Sie bat den Grafen um die Erlaubniß, sich auf eines seiner Güter in Böhmen zurückziehen zu dürfen, was dieser ihr leicht gewährte. So verließ sie mit achtzehn Jahren Wien und die so wohl für ihr Alter sich eignenden Vergnügungen, und sperrte ihre Jugend in abgeschlossener Einsamkeit ab, während doch so viel Reize, Talente und Schönheit sie zu einem glücklicheren Loose bestimmt zu haben schienen."

„Aber das Unglück ist für gutgeartete Seelen, was das Gewitter der Luft, es wirkt läuternd. Einer beleidigenden Verachtung das vorwurffreieste Benehmen entgegensetzend, zügellosen Sitten eine englische Tugend, gab sie sich ganz dem Wohlthun und der Barmherzigkeit während der langen Jahre hin, welche sie in ihrer Einsamkeit zubrachte."

„Auch von diesem, obwohl sehr leichten Zügel noch befreit, ergab sich der Graf nach ihrer Abreise nur mit größerer Vergessenheit allen Streichen

welche sein bisheriges Leben bezeichnet hatten. Als er in Wien den Kelch der Wollust erschöpft zu haben glaubte, welchen ihm diese Hauptstadt dargeboten, ging er in andere Länder, um einem neuen Himmelsstriche neue Wonnen abzugewinnen. Endlich, nach zwölf Jahren Abwesenheit, erinnerte er sich, gegen die Genüsse durch Ueberdruß abgestumpft, daß er ein Vaterland habe, und daß ein reizendes Weib dort seinen Namen trage. Sechs Monate sind seit seiner Rückkehr von Italien auf seine böhmischen Länder kaum verflossen, und er sah diejenige wieder, welche seine Schwüre und geheiligte Bande für das ganze Leben an ihn gefesselt hatten. Er fand die Gräfin im ganzen Schmucke ihrer Schönheit; denn die Vernunft hatte ihren Schmerz gelindert und ihrem Gesicht die Frische, ihren Augen den Glanz wiedergegeben. Und um der Seltsamkeit des menschlichen Geistes ein neues Kapitel hinzuzufügen, hatte Plemberg sie kaum wiedergesehen, als er sich auch sterblich in sie verliebte.

„Indessen hatte eine so lange schwer verletzte Eigenliebe bei Adelaiden ein Herz erkältet, das den zärtlichsten Eindrücken offen gewesen war. Die Einzelnheiten der Ausschweifungen ihres Gemahls waren ihr von allen Seiten zugetragen worden. Der Graf wurde für sie ein Gegenstand der unüberwindlichsten Abneigung, welche weder Nachdenken noch Pflichtge-

fühl besiegen konnte. Bemühungen, Zärtlichkeit, Reue, nichts konnte sie erweichen. Sie war für alle Bitten ihres Gemahls unzugänglich, das Zureden seiner Freunde blieb ohne Erfolg: ihre Seele war zu tief und zu lange gekränkt worden."

„Der Graf schmeichelte sich, daß eine Reise nach Wien zu dieser merkwürdigen Zeit in ihren widerstrebenden Gefühlen eine Aenderung hervorbringen würde; daß das Geräusch der Feste, der Prunk, der Anblick des Glückes im Herzen seiner Gemahlin die Liebe wieder erwecken würde, welche er ihr einst eingeflößt hatte. Adelaide willigte darein, ihn zu begleiten, und sogar an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, welche unaufhörlich hier abwechseln, aber nichtsdestoweniger bleibt sie ebenso kalt für ihren schuldvollen Gemahl. Und zur Strafe für ein unentschuldbares Betragen hat die Liebe Pletembergs, eine Liebe, die keine Theilnahme einflößen kann, bis zum heutigen Tage ihn noch nicht weiter gebracht, als ihn lächerlich zu machen. Seufzend wie zu fünfzehn Jahren, eifersüchtig wie zu sechzig, hascht er heimlich nach allen Gegenständen, welcher sich seine Frau bedient hat. Handschuhe, Bänder, ihr entwendete Schnupftücher verbirgt er an seinem Herzen, und bedeckt sie vor Aller Augen mit Küssen. Tausend ähnliche Thorheiten, weit entfernt ihm die verlorene Neigung wieder zu gewinnen, scheinen nur die Abneigung, welche er

einflößt, noch zu vermehren. Von dem ehelichen Lager, das er so lange verschmäht, ausgeschlossen, haucht er seine Klagen bald in Versen, bald in Prosa aus. Es ist so weit mit ihm gekommen, daß, nach seinen Handlungen und den Reden zu urtheilen, welche er führt, ich nicht daran zweifle, daß er nahe daran ist, seinen Verstand zu verlieren. So sehen wir denn den Grafen zum warnenden Beispiele für alle ausschweifenden Ehemänner, welche mit ihrer Reue so lange warten, bis ihre Vergehungen bestraft werden."

Während der Erzählung des Barons betrachtete ich den Gegenstand derselben mit lebhafter Theilnahme. Die Bleiche seiner Gesichtsfarbe goß über sein schönes Gesicht alles Interesse, welches immer die Spuren der Leidenschaften oder des Schmerzes verleihen. Es war, als ob Laharpe den Ausdruck seiner Augen mit dem Verse über die Schwermuth habe schildern wollen:

„Ihr sanft umtrübter Blick fleht uns um Mitleid an."

„Das Alles, sagte der Baron Ompteda zum Schlusse, erklärt hinreichend den Schatten von Traurigkeit, welcher über ihre Mienen gelagert ist. Unsre beiden armen Freunde gleichen Karyatiden, welche das Orchester eines Ballsaals unterstützen: Alles ist belebt, Alles Bewegung um sie herum, nur sie allein bleiben kalt und streng wie der Marmor, aus dem sie gebildet sind."

In dem Augenblicke, wo der Baron seine Erzählung beendete, servirte man das Souper. Ich setzte mich neben ihn, um seine Bemerkungen ferner zu genießen. Seine charakteristischen Schilderungen und ihre mannigfachen Abschattungen interessirten mich um so mehr, als sie sich auf Freunde bezogen, welche mir sehr theuer waren.

Man sprach von dem großen Kaiserlichen Karrussel, welches am folgenden Tage Statt finden sollte. Der junge Graf Woyna, welcher einen von den vier und zwanzig Rittern darzustellen hatte, erzählte uns alle Vorbereitungen dazu: man hörte ihm begierig zu. Auf dergleichen richtete sich die ganze Aufmerksamkeit und Neugierde des Augenblicks. Jedes Geschäft, ja jedes andre Vergnügen trat vor diesem denkwürdigen Feste in den Hintergrund zurück, welches der Inbegriff aller Pracht des Congresses sein sollte.

III.

Das Kaiserliche Karrussel. — Die vier und zwanzig Paladine und ihre Damen. — Erinnerungen an die Turniere des Mittelalters. — Die Heldenthaten der Ritter. — Fest und Souper im Kaiserpalaste. — Der Tisch der Souveraine.

Der Tag des Kaiserlichen Karrusells, der so ungeduldig erwartete, war endlich gekommen. So viele Wochen waren auf die Vorbereitungen vergangen, daß man nicht zweifelte, der Hof würde dabei alle Wunder des Luxus und alle Hülfsmittel des Reichthums entfalten.

Dieses Fest sollte die glänzenden poetischen Erinnerungen der Vergangenheit wieder herauf beschwören. Die letzten Spuren des Ritterthums sind noch vor den letzten Einrichtungen des Feudalwesens verschwunden; unser Zeitalter, das im Kriege wie in der Liebe ganz positiv ist, läßt sich nicht mehr auf die sinnreichen anmuthigen Theorien des Mittelalters ein, diese Herzensbegeisterung, diese Erhebung der Gedanken, diese zarte Selbstverleugnung der Leidenschaft sind aus unsern Sitten verschwunden und haben ei-

nem ernsthaften und höflichen Egoismus Platz gemacht; man ist nicht mehr der Ritter einer Schönen, man behauptet nicht mehr mit der Lanze in der Faust die Ueberlegenheit ihrer Reize, man wagt sein Leben nicht mehr für eine von ihr gestickte Schärpe, die Liebe heut zu Tage meidet alles Aufsehn, sie ist nur ein Nebending im Leben und ihre erste Sorge geht dahin, sich mit einem geheimnißvollen Schleier zu verhüllen.

Indeß verdienen die ritterlichen Sitten doch, daß man ihr Abkommen bedauert. Diese so aufgefaßte und mit diesem Freimuth bekannte Liebe war nicht blos das Leben des Herzens, sondern auch der Heerd großer Gedanken und edler Neigungen. Wie schön war es, uneigennützigen Muth und Verachtung des Lebens an den Tag zu legen, wenn man sich als einziges Ziel der Belohnung ein Wort oder ein Lächeln der geliebten Dame vorsteckte.

Die Damen besonders müssen diese in unsern geselligen Gewohnheiten vorgegangene Aenderung bedauern; seit die nivellirende allgemeine Civilisation auch über die Empfindungen hingegangen ist, haben sie die ideale Herrschaft verloren, mit welcher sie als Souveraine regierten; sie sind vom Throne herabgestiegen, um sich unter das Volk zu mischen. Man begreift daher leicht, welchen Reiz die Zurüstungen zu einem Feste haben mußten, dessen Zweck es war, die

Formen und den Geist des Ritterthums wieder zurückzurufen und aufleben zu lassen.

Der Prinz von Ligne hatte die Güte, eins von den Billets, welche der Obermarschall von Trautmannsdorf ihm geschickt hatte, mir zur Verfügung zu stellen; um sieben Uhr Abends begaben wir uns also nach der Burg.

„Denken Sie nicht,“ sagte der Prinz zu mir, „daß wir ein heftiges Gefecht sehen werden, es wird weder ein Waffengang sein von der Art derer, bei welchen man die Ehre seiner Herrin vertheidigte, und noch weniger ein Gottesgericht, bei welchem der Besiegte sich nur dadurch vom Tode loskaufen konnte, daß er sich entschloß, in ein Kloster zu gehen. So ernsthafter Streit hat sanfteren und anmuthigeren Uebungen Platz machen müssen, unsere modernen Champions beweisen mit ihrer Lanze auf einem Turniere die unvergleichliche Schönheit ihrer Dame eben so friedlich, als man ehemals an den Liebeshöfen irgend eine Thesis verfocht; wir haben also nicht einen so unglückseligen Zufall zu befürchten wie der war, welcher dem Leben des Königs Heinrich II. und den Turnieren des Mittelalters ein Ende machte.

Mehrere Beamte unter dem Befehle des Obercerémonienmeisters Grafen von Wurmbrand erwarteten an den Thüren die eingeladenen Personen, um sie nach den ihnen verwahrten Plätzen hinzuführen.

Die allgemeine Neugier war so groß, daß, wie man sagt, falsche Einlaßkarten gemacht und zu sehr hohen Preisen verkauft worden waren; deshalb hatte die Wiener Polizei auch die genauesten Untersuchungen anstellen müssen.

Die Kaiserliche Reitbahn, von Karl dem V. erbaut und später der Karrusselsaal genannt, war zu der Feierlichkeit eingerichtet. Dieses Gebäude, dessen weites Schiff der Ausdehnung einer gewöhnlichen Kirche fast gleich kommt, hat die Form eines länglichen Rechtecks; rings herum geht eine kreisförmige Gallerie, welche mit allen Zimmern des Palastes in Verbindung steht. Die nach hinten erhöht aufgestellten Sitze konnten 1000 bis 1200 Zuschauer fassen; die Gallerie war durch vier und zwanzig korinthische Säulen unterbrochen, an welchen die Schilde der vier und zwanzig Ritter mit ihren Waffen und Devisen hingen.

Zu beiden Enden dieses großen Kampfplatzes hatte man zwei Tribünen errichtet, welche die Länge des ganzen Gebäudes einnahmen und mit den reichsten Stoffen geschmückt waren. Die eine war für die Monarchen, Kaiserinnen, Königinnen und souverainen Fürsten bestimmt, die andere, welche sich ihr gerade gegenüber befand, sollte die Damen der vier und zwanzig Paladine fassen, welche beweisen würden, daß sie schön unter den Schönen

seien. Oberhalb dieser Tribüne hatte man das Orchester hingebracht, Alles was Wien an ausgezeichneten Musikern besaß, fand sich daselbst vereinigt.

Eine der Seitengallerien war für die Gesandten, die Minister, die Bevollmächtigten Europas, die kriegerischen Berühmtheiten und die vornehmen fremden Familien bestimmt. Der österreichische, russische, ungarische und polnische Adel befand sich auf den anderen Gallerien.

Unter der kaiserlichen Tribüne ist ein Ringspiel errichtet, die Ritter müssen mit ihren Lanzen, ohne inne zu halten, während ihre Pferde im schnellsten Laufe begriffen sind, die Ringe daraus abstechen; rings herum im Saale in bestimmten Zwischenräumen sind Türken- und Mohrenköpfe mit ihrem Turban bedeckt, auf Pfählen angebracht, und dienen den Kämpfern gleichfalls zum Ziele. Ohne Zweifel erhielt man auf diese Weise ehemals den Haß der deutschen Krieger gegen ihre räuberischen unversöhnlichen Feinde, die Türken. Um etwanigen Unfällen zuvorzukommen, war der Boden der Reitbahn etwa einen halben Fuß hoch mit feinem Sande bedeckt; an der Thüre des Saales endlich bezeichnet eine Schranke den Eingang zum Kampfplatz; hinter dieser Thür stehen die Waffenherolde mit ihren Trompeten und in prächtiger Kleidung, eine Menge mit Kerzen besteckter Kronleuchter verbreiten

in dem weiten Umkreise ein Licht, das mit der Tageshelle wetteifert.

Wir saßen zwischen dem Feldmarschall Walmoden und dem Prinzen Philipp von Hessen-Homburg; nahe bei uns erblickte man den Fürsten Nicolaus Esterhazy in seiner ungarischen Husarenuniform, deren reiche Verzierung schon allein alle Aufmerksamkeit werth ist. Die erste Reihe unserer Gallerien war von den hübschesten und ausgezeichnetsten Damen der Wiener Gesellschaft besetzt: die Fürstin Marie Esterhazy, Wallstein, Johann Liechtenstein, Stahremberg, Coloredo, Metternich, Schwarzenberg, die Gräfinnen Bathiany, Dürkheim u. s. w. Die Gallerien gegenüber schmückten fremde Damen, die hinterste Reihe war von Hoheiten, von diplomatischen Excellenzen aller Länder besetzt, welche eine Einfassung von Gold und Diamanten bildeten, so beladen waren ihre Hofkleider oder ihre Uniformen mit Orden und Stickereien. Die Gleichmäßigkeit dieses Anblicks wurde etwas durch das rothe Gewand des Kardinals Gonzalvi unterbrochen; weiterhin sah man den Turban des Pascha von Widin, den Kaftan von Maurogeny und den Kolpak des Prinzen Manug Bei Mirza; dadurch wurde in diese unvergleichliche Pracht auch Abwechselung gebracht.

„Sehen Sie dort", sagte der Prinz von Ligne

zu mir, „Lady Castlereagh neben der Tribüne der Monarchen; sie trägt in Form eines Diadems den Hosenbandorden ihres edlen Gemahls in Diamanten auf der Stirn; das ist eine kleine Abschweifung der Eitelkeit, an welche der galante Eduard nicht gedacht hat, als er das blaue Band aufhob, welches den Strumpf der schönen Alix Salisbury schürzte; wenn der Stolz sich auszeichnen will, spielt er uns bisweilen sehr boshafte Streiche."

Ich unterließ nicht, mir vom Prinzen von Ligne alle die Personen bezeichnen zu lassen, welche in diesem weiten Kreise mir noch unbekannt waren, die Erinnerung knüpft sich gern an historische Namen, und in der That befanden sich, einige Ausnahmen abgerechnet, alle Personen da, welche seit einem Viertel Jahrhundert die Stimme der Fama beschäftigt hatten. Herr von Talleyrand neben dem Fürsten Hardenberg, nicht weit davon der Kardinal Gonzalvi, Lord Castlereagh, Graf Löwenhielm, der Herr von Palmella, Herr von Labrador, der Kommandeur Alvaro Ruffo, Herr von Nesselrode, der Herzog und die Herzogin von Argyle, Lord Clancarty, Herr Pozzo di Borgo, Ypsilanti, wie überhaupt alle die Celebritäten der Vergangenheit und der Zukunft.

Punkt acht Uhr verkündete die Fanfare der Waffenherolde die Ankunft der vier und zwanzig

Damen. Ihre galanten Champions führten sie, und sie setzten sich in die vorderste Reihe der für sie bestimmten Tribüne.

Alle verdienten durch ihre Anmuth und Schönheit den Namen der Liebesköniginnen, welcher ihnen gegeben worden war. Es waren die Fürstin Paul Esterhazy, Marie Metternich, die Gräfin von Perigord, Rzewuska, Marassi, Sophie Zichy u. a. Man kann sich kein anmuthigeres, blendenderes Schauspiel denken; die Damen waren in vier Quadrillen getheilt, welche sich in der Farbe ihrer Kleidung unterschieden, Smaragdgrün, Karmoisinroth, Blau und Schwarz. Alle Kleider waren von Sammet, mit den reichsten Spitzen besetzt und ganz von Edelsteinen glänzend.

Die ganze Zusammenstellung ihrer Toiletten war mit der sorgsamsten Genauigkeit den Costümen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts nachgebildet. Die eine Quadrille, welche das Grün gewählt hatte, trug die ungarische Nationaltracht; diese bestand in einer langen offnen Tunika, welche von der Taille bis zum Knie mit Agraffen von Diamanten zusammengesteckt war und ein Unterkleid von weißem Atlas in den Zwischenräumen sichtbar werden ließ, welche zwischen den Agraffen waren; die Weiße des Atlas und die Brillanten bildeten

einen herrlichen Contrast zum dunkelgrünen Sammet. In gleicher Weise hielten von der Taille bis zur Schulter hinauf ähnliche Agraffen das Oberkleid zusammen. Das Mieder war vorne breit und mit den reichsten Juwelen bedeckt, ein breiter von der Schulter ab offener Oberärmel fiel, der Form des Armes sich anschmiegend herab, darunter war ein zweiter, bauschiger Aermel von weißem Atlas, wie das Mieder, aber in Gold und farbigen Edelsteinen, gestickt; den Kopf bedeckte ein kleiner Toque von Sammet ganz mit Edelsteinen bedeckt. Ein langer, durchsichtiger mit Gold brochirter Schleier ging vom Haarputz der Damen bis zu den Füßen nieder und hüllte sie ganz ein.

Die anderen Quadrillen trugen das polnische, österreichische und französische Costüm, zur Zeit Ludwigs XIII., der Schnitt und die Form war verschieden, aber alle verriethen dieselbe Pracht, denselben Prunk. Wenn man sie sah, hätte man denken können, daß alle Reichthümer der Oesterreichischen Monarchie dazu aufgeboten worden waren.

Der Werth aller dieser Juwelen wurde auf nahe dreißig Millionen Franken geschätzt. Darin waren die der Fürstin Esterhazy, gebornen Thurn und Taxis, begriffen, welche allein auf sechs Millionen geschätzt wurden.

Sobald die Minnedamen ihren Platz eingenom-

men hatten und eine reizende Reihe von engelhaften Gesichtern bildeten, richteten sich Aller Augen auf sie, die, unbeweglich in ihre langen durchsichtigen Schleier gehüllt, ihren Triumph zu erwarten schienen. Eine neue Fanfare verkündet die Ankunft der Souveraine, bei ihrem Eintritt erhebt sich Jedermann: die vier und zwanzig Damen werfen ihren Schleier zurück, und erscheinen in all ihrem Glanze, ein stürmischer Beifall mischt sich in den freudigen Zuruf, welchen die Gegenwart der Monarchen erweckt hat.

Der Kaiser von Oesterreich setzt sich in die Mitte der Tribüne, ihm zu Seiten die Kaiserinnen, die andern Souveraine und regierenden Prinzen nach der Ordnung des Vortritts; die mit Sammet überzogenen Sessel strahlten von Gold und Stickereien. Der Kaiser Alexander, welcher durch Unwohlsein abgehalten war, konnte nicht gegenwärtig sein bei dem Feste. Einige Tage darauf wurde ihm zu Ehren ein anderes gegeben, bei welchem man mit mathematischer Genauigkeit die Einzelnheiten des jetzigen wiederholte.

Alle die vornehmen Gäste des österreichischen Hofes im glänzenden Schmuck oder ihren ganz geschmückten Uniformen bilden einen imponirenden Anblick. In der ersten Reihe der kaiserlichen Tribüne, zur Rechten und Linken der beiden Kaiserinnen, sieht

man die Königin von Baiern, die Erzherzogin Beatrix von Este, die Großherzogin von Oldenburg und ihre Schwester Marie von Weimar, auf der zweiten Reihe die Könige von Preußen, von Dänemark, von Würtemberg, von Baiern, die Prinzen von Preußen, von Würtemberg, von Baiern, den Prinzen Eugen von Beauharnais, und endlich die Erzherzöge, Karl, Albert, Ferdinand, Maximilian von Este, Erzherzog Johann und Erzherzog Rayner.

Man hatte geglaubt, die Kaiserin Marie Louise und ihr Sohn, der junge Napoleon, würden dem Feste beiwohnen, aber sie kamen weder zu diesem noch zu dem folgenden. In der That befand sich Marie Louise in einer so schiefen Stellung, daß sie geglaubt hatte, das einzige Mittel, ihre Würde im Unglück zu bewahren, sei die Zurückgezogenheit. Deshalb verließ sie das Schloß Schönbrunn sehr selten. Indessen hatte mir der Prinz von Ligne gesagt, daß sie in Begleitung ihres Vaters, des Kaisers, und ihrer jungen Schwestern mehrere Male den Proben beigewohnt.

Als die Souveraine und Zuschauer saßen, da begann sofort im Saale eine brausende kriegerische Musik, die vier und zwanzig Paladine erschienen an der Schranke. Es war die Blüthe des Adels des Kaiserreichs, die meisten hatten in den letzten Kriegen auf einem anderen Kampfplatze voll Tapfer-

keit ihre Sporen verdient, und wenn sie alle durch ihren persönlichen Ruhm oder die Erhabenheit ihrer Familien glänzten, so waren sie nicht minder durch vortheilhaftes Aeußere auffallend. Es hatte, wie man sagt, wahrhafte Eifersüchteleien gegeben, um die Ehre einer Rolle bei diesem den alten Zeiten nachgebildeten Schauspiele zu erlangen, endlich hatte die Wahl, welche ein Diplom für Anmuth und Eleganz zu sein schien, die Jüngsten und Schönsten getroffen. Unter ihnen bemerkte man die Fürsten Vincenz Esterhazy, Anton Raziwil, Leopold von Sachsen-Coburg, die Grafen Felix Woyna, Petersen, den Freiherrn von Wargemont, den Fürsten Karl von Liechtenstein, Louis Szenye, Louis Schönfeld und den jungen Trautmannsdorf, den Sohn des Oberstallmeisters. Die Costüme der Ritter waren genau nach der Tracht geformt, welche unter Franz dem Ersten Sitte war, der Zeit, in welcher das Ritterthum noch einen letzten Glanz warf, um dann zu verlöschen. So wie die Liebesdamen, theilten sie sich in vier Quadrillen, welche dieselben Farben hatten, als die entsprechenden der Damen. Der Anzug bestand aus einem Ueberwurf von Sammet, welcher um die Taille eng anschloß mit weiten Aermeln und mit Atlas besetztem Ueberfall: das Bruststück war mit Knöpfen und goldnen Schlingen geziert, das Beinkleid eng anschließend, die Halbstie-

feln gelb mit vergoldeten Sporen, die Handschuh von derselben Farbe und mit Gold gestickt; der breitkrämpige Hut vorn mit einem weißen Stutze aufgestülpt, der durch eine Agraffe von Diamanten festgehalten wurde. Die Degen hingen in mit Edelsteinen geschmückten Wehrgehängen. — Jede Schöne hatte ihrem Ritter eine breite seidene Schärpe mit goldner Stickerei geschenkt und diese Schärpe bildete auf der dem Degen entgegengesetzten Seite eine Schleife.

Die so gekleideten Paladine, ritten ungarische Pferde von der höchsten Schönheit, welche durch ihre Beweglichkeit und ihre Dressur sich auszeichneten. Unter ihren reichen Decken konnte man kaum ihre ebenholzschwarze Farbe erkennen. Jeder Ritter hielt eine lange Lanze und stützte dieselbe auf das Knie. Vier- und zwanzig Pagen trugen ihnen ihr Banner vor, es folgten ihnen sechs und dreißig spanisch gekleidete Stallmeister, welche die mit ihren Emblemen und Devisen geschmückten Schilde trugen.

Die Pagen und Stallmeister stellen sich zu beiden Seiten der Schranken in Linie auf. Die vier und zwanzig Paladine richten sich darauf zu je zweien gegen die Tribüne der Monarchen hin und senken zum Zeichen des Grußes und des Gehorsams vor den Königinnen und Kaiserinnen ihre Lanzen. Diese machen eine anmuthige Handbewegung zur Erwie-

derung. Darauf kehren die Ritter zurück, reiten zu der andern Tribüne und bringen ihren Damen eine gleiche Huldigung der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht dar. Die Damen erheben sich nun gleichfalls, den Gruß zu erwiedern, und bei dieser Gelegenheit kann man erst recht die Schönheit ihrer Züge, die Zierlichkeit ihres Wuchses und den Reichthum ihres Costümes in Augenschein nehmen. Nachdem sie zweimal im Cirkus die Runde gemacht, ziehen sich alle Paladine zurück und erwarten ein neues Signal.

Darauf blasen die Herolde eine schmetternde Fanfare, auf welche alle Musiker des Orchesters antworten. Die Bahn ist offen und nun beginnen die verschiedenen Spiele, bei denen die Kraft und Geschicklichkeit der Kämpfer sich entfalten soll. Sechs Ritter erscheinen von ihren Pagen und Stallmeistern gefolgt, man führt den ersten Lanzengang aus, die Pferde werden in Galopp gesetzt und jeder Ritter nimmt in vollem Rosselauf, mit der Spitze seiner Lanze, die vor der kaiserlichen Tribüne aufgesteckten Ringe ab.

Dreimal beginnt jede Quadrille den Lauf bis zu dem Augenblicke, wo fast alle Ringe verschwunden sind und die Geschicklichkeit der Reiter sich hinlänglich bewährt hat.

Als dies erste Spiel beendigt ist, werden die

mit den eroberten Ringen geschmückten Lanzen den Stallmeistern übergeben und der zweite Lauf beginnt. Jeder Kämpfer bewaffnet sich mit einem kurzen Wurfspieß, wirft ihn mit seltener Geschicklichkeit nach den Saracenenköpfen und hebt in fortwährendem Galopp dann mit einem gebogenen zweiten Spieße von der Erde den ersten geworfenen wieder auf. Bald darauf ziehen sie ihre Degen, lehnen sich über den Hals ihrer Renner und stürzen sich so auf ihre unbeweglichen Gegner, zielen auf sie und schlagen danach, indem sie versuchen, die Köpfe mit einem Hiebe abzuhauen.

Endlich sieht man sie in der ganzen Schnelligkeit ihres Pferdes vermittelst eines krummen Säbels einen von einem Faden hängenden Apfel durchschlagen, und den durchgeschlagenen mit einem zweiten Hiebe theilen. Diese Uebung erfordert einen großen Scharfblick. Der Sohn des Fürsten Trautmannsdorf zeichnete sich darin besonders aus.

Alle diese Evolutionen, welche nach Quadrillen auf einander folgten, wurden von Militair-Symphonien begleitet, welche diesen kriegerischen Spielen entsprachen. Während ihrer Dauer belohnte das lebhafteste Interesse der Liebesdamen die Paladine für ihre Bemühungen oder ihre Geschicklichkeit. Sie ahmten nicht die lauten Gewohnheiten ihrer Ahninnen nach, welche bei Turnieren oder Gefechten

durch Zuruf ihre Champions ermunterten zur Vertheidigung ihres Ruhmes, sondern sie begnügten sich mit ausdrucksvollen Blicken und anmuthreichem Lächeln; aber diese stumme Manifestation eines zärtlichen Gefühles schien nicht minder ihren artigen Rittern zu sagen: „Ihr kämpft für zwei schöne Augen."

Bald darauf änderte sich die Scene; man ahmte ein wirkliches Gefecht nach. Die Ritter brachen zu vieren ab, die Rosse wurden in Galopp gesetzt. Zwei Parteien bildeten sich, rannten an einander an, und bemühten sich, einander aus dem Sattel zu heben, ganz wie bei den Spielen des alten Ritterthums. Für die Grenzen der Vertheidigung und des Angriffs waren Reglements gegeben. Sobald ein Kämpfer zu viel Heftigkeit in das Spiel mischte, traten die Waffenherolde sogleich dazwischen, unterbrachen dasselbe und neue Ritter nahmen ihren Platz ein.

In diesem Augenblick brachte ein Unfall, welcher beinahe sehr ernst geworden wäre, die königliche Versammlung auf kurze Zeit in Unruhe: der Fürst von Liechtenstein war vom Pferde geworfen worden und lag ohne Bewußtsein auf dem Kampfplatz. Die Anordnungen waren so gut getroffen worden, daß er augenblicklich aufgehoben und aus der Reitbahn fortgetragen wurde. Man wäre die-

sen Sturz in dem Getümmel wahrscheinlich nicht gleich gewahr geworden, wenn nicht von der Tribüne der Damen mehrfacher Ausruf des Schreckens darauf aufmerksam gemacht hätte.

Als dies letzte Manoeuvre beendet war, theilte sich die ganze Cavalkade in zwei Truppen, jede aus zwölf Rittern und ihren Stallmeistern bestehend, darauf begannen sie sich unter einander zu mischen, sich wieder aufzuwickeln, eine Linie zu je zwölf oder Fronten von sechs oder vier Mann zu bilden und verschiedene eben so zierliche als schnelle Schwenkungen zu machen. Den Beschluß machte die letzte Probe der Geschicklichkeit und Dressur ihrer Renner, indem sie eine Art von Tanz aufführten, dessen Bewegungen nach dem Takte der Musik geschahen. Stürmischer Beifallsruf brach von allen Seiten aus: die Geschicklichkeit der Reiter, die Behendigkeit ihrer Rosse waren ein Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung.

Nun ist Alles zu Ende: die Paladine grüßen die Monarchen und ihre Damen, machen noch einmal im Schritte die Runde um die Bahn und verlassen sie in derselben Ordnung, in welcher sie hereingekommen sind.

Der Prinz von Ligne schien von dem herrlichen Schauspiel lebhaft bewegt zu sein.

„Was mich", sagte er, „in diesen Erinnerungen

an die Ritterzeiten reizt, ist das Bild der Tapferkeit und der Geschicklichkeit, von der Liebe hervorgerufen. O wie sehr verstanden sich unsere Vorfahren auf diese Leidenschaft, sie mischten in ihre Spiele, in ihre Gefechte, überall sie mit ein; nur damals war sie groß und edel, sie war die Schwester des Ruhmes. Bei uns ist die Liebe nur noch eine Angelegenheit des Vergnügens. Anstatt wie früher ihr inmitten der Abenteuer des Krieges oder der edlen Gefahren eines Turnieres einen Platz zu geben, haben unsere Romanenschreiber und Dichter sie in ärmlichen Hütten untergebracht. Die Liebe in einer Hütte, hat man gesagt, ist immer und sehr bald eine Hütte ohne Liebe."

„Der Geschmack der Turniere", fuhr er fort, „hat zu allen Zeiten geherrscht; ich war nicht Zeuge von den Karrussels, welche die große Katharina in Petersburg während der ersten Jahre ihrer Regierung gab; aber ich habe sie oft weitläuftig schildern hören. Merkwürdig war es, daß dabei die Damen eben sowohl als die Ritter fochten. Der berühmte Marschall Münich war erster Kampfrichter, Gregor Orloff, der Günstling, und sein Bruder Alexis führten die Quadrillen an, der erste Preis der Tapferkeit und der Grazie wurde von der schönen Gräfin Buturlin, der Tochter des Großkanzlers Woronzoff, davon getragen. Als der alte Marschall ihr ihn überreichte,

forderte er sie auf, die andern Preise an die Damen und Ritter zu vertheilen. In der That, es scheint, daß Katharina alle Arten von Ruhm und Vergnügen zu erschöpfen wußte.

Die Monarchen erhoben sich, um sich zurückzuziehen, die Ritter erschienen wieder auf der von ihren Damen eingenommenen Tribüne, und verfügten sich mit ihnen in die großen Säle des Palastes, welche zum Ball und Souper eingerichtet waren. Die Zimmer waren mit ausgezeichnetem Geschmack und mit Blumen ausgeschmückt, eine dem Tageslicht gleichkommende Erleuchtung ließ die Frauen in all ihrem Glanze erscheinen. Die Paladine und ihre Damen waren ein Gegenstand der Bewunderung und die Monarchen hatten wieder ihr Incognito angenommen, einige sogar mischten sich in Dominos gehüllt unter die Menge.

Im Hauptsaale war ein erster Tisch mit goldnem Geschirr gedeckt auf einer mehrere Fuß hohen Estrade, er war für die hohen königlichen Gäste des Congresses bestimmt; zur Linken entfaltete dieselbe Pracht an einem andern Tische sich für die Prinzen, Erzherzöge, Häupter der regierenden Häuser und die Minister der Großmächte. Der dritte Tisch zur Rechten faßte acht und vierzig Gedecke für die Mitspielenden im Turnier. Im Saale rings herum und in den angrenzenden Zimmern hatte man kleinere auf=

gestellt, an welchen die übrigen eingeladenen Personen ohne Unterschied des Ranges Platz nahmen. Der Duft der Blumen, der Luxus der Anzüge, bei welchem das Feuer der Diamanten mit den sanften Farbenschattirungen von Blumen sich mischte, der Glanz der Kerzen, die in den tausend Krystallstücken der Kronleuchter sich spiegelten und denselben einen glänzenden Regenbogenschimmer gaben, die umhergereichten goldenen Fruchtkörbe, das Alles machte den kostbarsten Gesammteindruck. Der Zauber eines solchen Gemäldes versetzte den Zuschauer in einen von den Träumen, welche sonst die Phantasie nur hervorbringt. Während des Mahles traten Minstrels ein, und sangen mit der Harfe sich begleitend Lais zu Ehren der Schönheit und Sirventen zum Preise der Tapferkeit.

An der Tafel der Souveraine saß die Kaiserin von Oesterreich, ihr zur Seite die Könige von Preußen und von Dänemark. Der Kaiser Franz hatte die Kaiserin Elisabeth und die Großherzogin von Oldenburg zu Nachbarinnen. Etwas weiter davon sitzt die reizende Herzogin Maria von Weimar an der Seite des Prinzen Wilhelm von Preußen. Der umfangreiche König von Würtemberg sieht wie gewöhnlich sorgenvoll aus, vor ihm hat man einen weiten Ausschnitt im Tische gemacht, um seinem Bauche Platz zu verschaffen. In der That, dieser Fürst scheint zeigen zu wollen, welchen Grad der Ausdeh=

nung die menschliche Haut erreichen könne. Der König von Dänemark könnte gerade ein Beispiel von der Eintrocknung derselben liefern, aber sein Geist, seine gute Laune, seine Feinheit, alle diese ausgezeichneten Eigenschaften, welche schon einen gewöhnlichen Menschen zu einem bemerkenswerthen Mann gestempelt hätten, trugen dazu bei, diesen König zu einem angebeteten Wesen zu machen: der vortreffliche Maximilian von Baiern trägt auf seinem offnen Gesichte den Ausdruck der Zufriedenheit und der Güte.

An der Tafel der Paladine sitzt Madame Edmund von Perigord neben dem jungen Grafen Trautmannsdorf, ihrem Ritter. Eben so bemerkenswerth durch ihre blendende Schönheit als durch den Geschmack ihres Anzuges fesselt sie die Aufmerksamkeit durch den Reiz ihrer lebhaften und geistreichen Unterhaltung. Die andern Damen, der Ruhm des Turnieres, wetteifern in Anmuth und Geist.

Nach dem Festmahl begiebt man sich nach dem Saale des Balles, zu welchem mehr als drei tausend Personen eingeladen worden waren. Alles was Wien damals an durch ihren Rang, ihre Geburt, oder ihre Stellung ausgezeichneten Personen in seine Mauern schloß, fand sich daselbst vereinigt. Welches Gedächtniß reichte aus, sich so vieler in jedem Betracht berühmter Namen zu erinnern? Welche Feder wäre im Stande, alle diese Staatsmänner würdig zu

charakterisiren, denen Europa damals die Sorge für sein Schicksal in die Hände gelegt hatte.

Hier unterhalten sich der Graf Löwenhielm, Herr von Bernstorf, der Fürst Hardenberg mit gemessenem Wesen über die von dem entthronten Gustav Adolph beim Congresse eingereichte Reclamation, welche der Admiral Sir Sidney Smith mit mehr Hartnäckigkeit als Erfolg vertheidigt.

Dort erörtert Herr von Humboldt, der Herzog von Dalberg, der Freiherr von Wessenberg die Frage wegen Sachsens und Polens.

Der Kommandeur Alvaro Ruffo und Herr von Palmella unterhalten sich über das Schicksal, welches die europäischen Amphiktyonen über Italien verhängen werden.

Weiter hin sprechen Herr von Metternich und Herr von Nesselrode mit Lord Castlereagh; an der ernsten Würde ihrer Miene sieht man ohne Mühe, daß die Unterhaltung einen ganz anderen Gegenstand hat als den Hosenbandorden Mylords, welchen Mylady zu einem burlesken Diadem umgeschaffen hat.

Während man sich mit dem Geschicke Neapels, Schwedens, Polens beschäftigt, mischt Tanz und Walzer sein Getümmel in die kalten Sorgen der Politik. Die Quadrillen waren vorher angeordnet worden; in der Mitte des Hauptsaales sieht man die der vier und zwanzig Liebesdamen und ihrer Paladine.

Das Fest endete erst mit Tagesanbruch. Bei jedem Schritte traf man auf eine Bewegung ohne Verwirrung, auf eine Fröhlichkeit ohne Zwang. Es war ein seltenes Vorrecht dieser prachtvollen Gesellschaft, daß nur das Vergnügen seine Stelle dabei fand, da doch sonst so häufig die Langeweile neben der Etiquette und dem Prunke Platz nimmt.

IV.

Die Gesandten von Neapel. — Der König Mürat. — Ein Meisterwerk Canovas. — Alexander und der Prinz Eugen. — Wünsche für die Herstellung Polens. — Erinnerung an Kosciusko. —

Eine der Merkwürdigkeiten des Congresses war die Anwesenheit zweier neapolitanischer Gesandtschaften. Bei der allgemeinen Wiedereintheilung Europas bot das Schicksal Italiens eine der ernstesten und schwierigsten Fragen dar, welche dem hohen Tribunal vorgelegt worden waren.

Mürat war noch in Neapel. Durch die Eroberung und die Gunst Napoleons auf den Thron gesetzt, hatte er geglaubt, wenn er seinen Wohlthäter und Schwager im Augenblicke seines Sturzes verließe, würde er den Flecken, welcher an seiner sonderbaren Erhöhung haftete, vergessen machen können; er hatte gedacht, daß der von ihm der siegreichen Sache geleistete Beistand ein Schild zur Aufrechthaltung seiner Krone sein würde. Aber sein Irrthum war groß: das verbündete Europa hatte Napoleon nicht gestürzt, um die Könige zu respectiren, welche

er gemacht. In den geheimen Gedanken der leitenden Kabinette war die Absetzung Mürats schon stillschweigend seit dem Monate September 1814 beschlossen, bevor noch die offiziellen Verhandlungen begonnen hatten.

Um den Sturm zu beschwören, hatte Mürat, wie alle andere Souveraine, Botschafter nach Wien gesandt, welche die Interessen seines gefährdeten Königthums wahren sollten. Man muß gestehen, seine Wahl war in dieser Beziehung glücklich gewesen: der Herzog von Campochiaro und der Prinz Cariati, seine Bevollmächtigten, verdienten durch ihre Rechtschaffenheit, ihre Geschäftskenntniß, ihre persönliche Bedeutung, Organe einer bessern Sache zu sein. Aber wenn man auch von den Ereignissen absieht, welche später den schnellen Sturz ihres Königs herbeiführten, so muß man doch glauben, daß ihre Talente und ihre Bemühungen, einer bereits verlorenen Sache aufzuhelfen, vergeblich gewesen wären.

Anderer Seits hatte der König Ferdinand, der sich während der Occupation, oder wie er es nannte, Usurpation, nach Sicilien zurückgezogen, nach dem Sturze Napoleons wieder die Hoffnung gewonnen, auf seinen Thron zu steigen. Bei der Verkündung des Congresses daher war er beeilt gewesen, auch seine Gesandten hinzuschicken; diese waren: der Commandeur Prinz Alvaro Ruffo und der Herzog Serra

Capriola. Dieser Gesandschaft waren als Secretaire beigegeben der Marquis von Salvo, ein Mann von Geist und Talent, und der junge Sohn des Herzogs von Serra Capriola, welcher damals schon sich auf die wichtigen Funktionen vorbereitete, mit denen er späterhin bekleidet wurde. Zur Unterstützung dieser Sache, welche sich laut als Angelegenheit der Legitimität darstellte, hatte der König Ferdinand, wie es schien, den Vor- und Nachbann seiner Diplomaten und seiner Staatsmänner aufgeboten. Unter ihnen nannte man den Marquis von Brancaccio, den Prinzen von Signatelli und den Cavaliere de Medici, später durch seine geschickte und weise Verwaltung berühmt geworden.

Die Königin Karoline war in Person herbeigeeilt. Diese Tochter Maria Theresiens, ein Opfer der europäischen Revolutionen, die von Neapel durch die Franzosen vertrieben sich nach Sicilien geflüchtet, von Sicilien entwichen war, um sich dem Schutze der Engländer zu entziehen, forderte nun bei der großen Wiederordnung der Reiche: daß ihre Rechte nicht verkannt werden möchten. Fünfzehn Jahre der Prüfung und der Trübsal hatten ihren Muth nicht niederbeugen können.

Zwei Gesandtschaften waren also gegenwärtig. Beide bezeichneten sich als neapolitanische; die eine hatte einen Thron aufrecht zu erhalten, die andere

denselben wieder zu erringen. Ihre Haltung war die zweier Nebenbuhler, welche sich gegenseitig beobachten, aber die öffentliche Meinung, welche so oft bei Kämpfen dieser Art voraus zu ahnen weiß, auf welche Seite sich der Sieg neigen wird, war sehr bald der souveränen Entscheidung des Congresses zuvorgekommen. Man machte damals ein großes Geschrei von dem Worte Legitimität, welches Herr von Talleyrand aufs Tapet gebracht hatte. Es genügte beinahe, es zu Gunsten der neapolitanischen Bourbonen in Anwendung zu bringen, und bald zählte Mürat in den Salons, wo man sich mit Politik beschäftigte, nur noch wenige und schüchterne Anhänger.

Von da ab wurde die Stellung seiner Gesandten mitten in diesen Vergnügungen und täglichen Gesellschaften eine der schiefesten und schwierigsten. Man sah sie überall und Jedermann schien sie zu fliehen, sie wohnten allen Festen bei, zu welchen sie einzuladen man für schicklich hielt, so wie sie für Pflicht, sich dahin zu begeben, aber es bedurfte eine starke Gabe von Muth für sie, um die Art von Entfernung zu ertragen, in welcher man sie hielt. Als diplomatische Parias schienen sie eine besondere Familie zu bilden, die in ihrem Einzelnstehen um so mehr auffiel, als ihre Tracht gewöhnlich sehr prunkvoll und oft sogar höchst seltsam war. Sie befolgten darin

das Beispiel ihres Königs, welcher im Gegensatz zu seinem Schwager eben so viel Pomp in seinem Putze entfalten zu müssen glaubte, als dieser Einfachheit dabei an den Tag legte.

Auf einem Dejeuner bei dem Prinzen Cariati, einem der verlassenen Gesandten, bei welchem sich die Herzöge von Campochiaro und von Rocca Romana, Herr Schinina, der Gesandschaftssecretair Griffiths, der General Filangieri, der Graf Witt befanden, wurde die schwierige und wichtige Frage der Aufrechterhaltung des Mürat'schen Thrones lebhaft erörtert.

„Der Ausgang der Unterhandlungen," sagte der Graf Witt, „läßt noch ungewiß, welcher Entschluß gefaßt werden wird. Aber in diesem Irrgange von Negationen kann man die Zukunft ahnen, das Prognostikum ist weit entfernt, dem Könige Joachim günstig zu sein. Lord Castlereagh sagte noch vor einigen Tagen, daß sein zweideutiges Benehmen ihm die Krone kosten würde, und Herr von Talleyrand, dessen Fernblick sich niemals täuschte, hat sich, wie man sagt, offen für die Wiederherstellung des Bourbonischen Zweiges ausgesprochen."

Die Entsetzung Mürats, antwortete man dem Grafen, welche durch eine gewisse Partei so dringend gefordert wird, muß vor allen Dingen, in Bezug auf ihre Gesetzmäßigkeit, betrachtet werden. Man spricht alle Tage davon, über seinen Thron zu ver=

fügen, aber ist dieser Thron denn vakant? Durch den allmächtigen Willen dessen eingesetzt, der seit zehn Jahren die Kronen vertheilt hat, ist er König geblieben; die Eroberung, welche seine Collegen auf kurze Zeit herabgestürzt, hat ihn verschont. Vermöge welches Rechtsprincips will also Europa einen Fürsten entthronen, den es selber anerkannt hat, der in die große Familie der Herrscher aufgenommen worden ist und dessen Bevollmächtigte sogar hier bei diesem höchsten Rathe zugelassen worden sind? —

— Es ist schwer, sagte man, ihm das Benehmen zu vergeben, welches er in Bezug auf Napoleon beobachtet hat. Man weiß, daß er im letzten Monate Januar dem Prinzen Eugen den Vorschlag gemacht, die Partei Frankreichs zu verlassen und ihre Armeen mit denen des Marschalls Bellegarde zu vereinigen. Eugen hat darauf geantwortet, daß er niemals seinen Wohlthäter verrathen würde, Mürat aber seinen Waffenstillstand mit Oesterreich unterzeichnet.

— Diese Sprache ist unbegreiflich in dem Munde derer, welche alle Tage sprechen: Soll Mürat aus Neapel vertrieben werden? Wenn ein Franzose, ein Freund Napoleons ihm diesen Undank zum Vorwurf macht, das begreift sich. Aber wenn die Häupter der gegen Frankreich gebildeten Coalition, zu welcher Mürat beigetreten ist, ihm ein Verbrechen machen

aus dem Beistande, den sie angenommen, aus der Unterstützung, von welcher sie Nutzen gezogen, so ist das ein Mangel an Redlichkeit, es ist eine diplomatische Lüge.“ —

Der Herzog von Campochiaro erzählte uns darauf, daß er seit vorigem September dem leitenden Comité eine Akte übergeben habe, welche das politische Verfahren Mürats rechtfertige. Aber er selbst schien wenig Vertrauen zu haben, daß diese Eröffnungen die eigennützigen Vorurtheile zu verscheuchen im Stande sein würden, welche jeder neue Tag gegen seinen Souverain anhäufe.

— „Ja,“ sagte der Graf Witt, „man sollte bei dieser ersten Frage offen sein, will man sich auf das Princip der Legitimität gegen den König von Neapel berufen, so berufe man sich offen darauf. Der König Ferdinand ist nur durch den Mißbrauch der Gewalt gestürzt worden und die Gewalt muß wieder dem Rechte weichen.“

„Aber die eigentliche Frage heißt anders; Mürat auf dem Thron von Neapel würde für Europa und für Oesterreich insbesondere ein Gegenstand fortwährender Unruhe sein. In der Nachbarschaft jener italienischen Bevölkerungen, deren Loos noch nicht festgestellt ist, würde der Schwager Bonapartes durchaus nicht die genügenden Garantien für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens darbieten. Dazu

bedürfte es von Seiten seiner Person eines Benehmens voller Klugheit und Umsicht, und man muß fürchten, daß sein Character ihn zu Schritten verleiten könnte, deren Folgen gar nicht zu berechnen sind."

— „Wenigstens," sagte der Prinz Cariati, „wäre es würdig, unziemliche Beleidigungen zu unterlassen, besonders einem Manne gegenüber, welcher auf einem Throne sitzt und einen Rang einnimmt, den Schmähungen niemals haben erreichen können, der König Joachim ist auf dem Throne, das sollte man nicht vergessen."

— „Man hat sehr wahr gesagt," wurde hinzugefügt, „wenn man es ausgesprochen, daß bei ihm der König den Menschen verdecken müsse und der königliche Mantel den Schäferstock. Nichts kann also die verächtlichen Ausdrücke rechtfertigen, welche man an ihn richtet, und mit welchen man mitunter seine rechtlichen Bevollmächtigten nicht verschont."

Von der Politik ging die Unterhaltung zu einem andern minder ernsten Gegenstande über. Man begann von den schönen Künsten und den Monumenten zu sprechen, welche die Stadt Wien zieren. Für die Fremden, welche damals gerade sich dort befanden, war es eine Hauptbeschäftigung, die Stunden ihrer Muße Tag's über nützlich anzuwenden, denn die Abende waren unfehlbar irgend einem Feste, einer Gesell-

schaft, einem Ball oder dem Theater gewidmet. — Morgens indeß waren die Kirchen, die Palläste, die Gemäldegallerien unaufhörlich von Besuchern angefüllt.

Nachdem man in schneller Uebersicht die merkwürdigsten dieser Monumente besprochen hatte, die Stephanskirche, ein Muster von gothischem Baustyle, die Reiterstatue Joseph II., das Grabmal des Prinzen Eugen, rühmte der Graf Witt uns als das würdigste, die Aufmerksamkeit der Fremden zu fesseln, das Mausoleum, welches der Herzog von Sachsen-Teschen dem Andenken seiner Gattin, der Erzherzogin Christine, hatte errichten lassen. Einige unter uns hatten es noch nicht gesehen, man schlug daher vor, nach dem Dejeuner hin zu gehen. Glücklich, die Kunstansicht dieser ausgezeichneten Italiener über das Meisterstück ihres Landsmannes kennen zu lernen, erbot ich mich, sie hinzuführen. Bald darauf begaben wir uns nach der Augustinerkirche, wo, in einer dazu geweiheten Kapelle, dieser Anspruch Canovas auf die Unsterblichkeit aufgestellt ist.

Neben der Spitze einer Pyramide von grauem Marmor, welche achtundzwanzig Fuß hoch ist, zeigt ein Engel in einem Medaillon das Bildniß der betrauerten Gattin. Ein auf den Stufen des Mausoleums schlafender Löwe scheint den Eingang zu bewachen, und auf den Löwen stützt sich ein Genius in

der Haltung des tiefsten Schmerzes. Die Tugend trägt in einer Urne die Asche der Erzherzogin und führt die Unschuld und die Reinheit nach den Stufen des Denkmals zu, während die Mildthätigkeit, einen vom Alter gebeugten Greis unterstützend, den Schritt einer jungen Waise in Thränen nach dem Heiligthume der letzten Ruhe lenkt. Diese Figuren in weißem Marmor sind in natürlicher Größe und von vollkommenster Arbeit.

Wenn man dies Monument betrachtet, so wird man von einer Bewundrung, in welche sich Traurigkeit mischt, ergriffen; man denkt an nichts, man ist gerührt, man bewundert und kein Wort könnte diese lebhaften und schnell einander folgenden Bewegungen des Gemüths schildern.

Der Herzog von Rocca Romana, ein gebildeter Kenner der schönen Künste, machte sehr richtige Bemerkungen über die Vollkommenheit der Einzelnheiten.

„Scheint es nicht,“ sagte er, „als ob auf dem Gesicht dieses Greises die Muskeln sich zusammenziehen und seine Glieder unter dem Gewicht des Alters zusammenbrechen wollen? Welcher Adel in der Haltung dieses Weibes! Welche Empfindung in den Zügen dieses jungen Mädchens, wie schön ist der Schlummer des Löwen ausgedrückt! Aber wie die Sonne auch ihre Flecken hat, so möchte ich die ausgebreiteten Engel dieses Genius des Schmerzes ta-

deln, da sie so wenig mit seiner Haltung im Einklang sind, welche eine Art von moralischer Vernichtung verkündigt."

In den Unterredungen unterrichteter Männer Italiens, wenn sie von den schönen Künsten sprechen, liegt eine solche Poesie oder ein so wirksamer Ausdruck in ihren Kritiken, daß ich meinen Enthusiasmus sich vermehren fühlte. Es schien mir, als sähe ich das Meisterwerk zum Erstenmal. Mehrere andere Fremde, welche, wie wir, sich in diesem Augenblick in der Kirche befanden, drückten alle dasselbe Gefühl aus: das der vollkommensten Bewunderung *).

---

*) Dies Meisterstück der modernen Bildhauerkunst hat den Prinzen von Ligne zu folgenden Versen begeistert, die er mir gegeben hat und die noch unveröffentlicht sind:

Célèbre Canova, ton immortel ouvrage
Est des regrets d'Albert le vivant temoignage.
Les arts ont seuls le droit de triompher du temps.
Les larmes du malheur, les pleurs des sentiments
Qui baignent le tombeau de l'être qu'on adore,
Fragile monument, s'effacent à l'aurore,
Et les fleurs qu' à sa cendre on apporte en tribut
Se fanent le matin et le soir ne sont plus.
Mais les pertes du coeur que l'art immortalise
Font regretter Mausole et revivre Artemise.
De même ton cisean retrace parmi nous
Les vertus d'une femme et les pleurs d'un epoux.

Man muß nur daran denken, daß der Dichter ein

Bevor wir, der Graf Witt und ich, uns zur Fürstin Sapieha begaben, schlug er mir einen Spaziergang im Prater vor. Wir ließen unsere Diplomaten ihre artistische Expedition nach anderen Merkwürdigkeiten Wiens fortsetzen und mischten uns unter die Spaziergänger in der großen Allee. Trotz der Annäherung des Winters war der Prater an jedem Tage um drei Uhr eine Art Sammelplatz, auf welchem sich alle bedeutenden Personen und die schönen Frauen aller Nationen unfehlbar versammelten. Die Engländerinnen machten sich durch den Luxus ihrer Toilette bemerkbar, die Polinnen durch ihre Zierlichkeit und ganz französische Anmuth, die Deutschen durch ihre Frische und Einfachheit.

So sehr der Graf Witt der neapolitanischen Gesandtschaft eine unbestrittene Rechtlichkeit nicht absprach, eben so sehr beklagte er die falsche Stellung, in welche ihre Mitglieder gerathen waren.

— „Es betrübt mich," sagte er, „ganz besonders des Herzogs von Campochiaro und des Prinzen Cariati wegen: ihre Absichten sind rechtlich und ihre Politik ehrenwerth. Aber aus dieser Ferne können sie nicht mit Erfolg gegen die treulosen Räthe

---

Achtziger war, als er sich anspruchslos von seiner sorgenlosen, leichten Laune diese Verse eingeben ließ.

ankämpfen, welche ihren König umgeben und ihn seinem Untergange zuführen."

Der Tag war kalt und düster, es war nur wenig schöne Welt im Prater, indessen begegneten wir in einer Seitenallee dem Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen.

Die Zuneigung, welche dieser Monarch zu dem Vice-Könige hegte, und von der er ihm zur Zeit des Todes seiner Mutter, der Kaiserin Josephine, so rührende Beweise gegeben, schien fortwährend größer zu werden, selten begegnete man Alexander ohne Eugen. Alle Tage um Mittag ging der Kaiser allein im einfachen Rock aus, und begab sich nach dem Pallast des Prinzen Eugen, der in einiger Entfernung auf demselben Walle lag (Wieden Kaisergarten). Die beiden Fürsten gingen gewöhnlich ohne Gefolge und Begleitung Arm in Arm, besuchten die Merkwürdigkeiten von Wien und machten dann einen Gang durch den Prater.

Den Grund zu dieser lebhaften Neigung mußte man gewiß in den liebenswürdigen Eigenschaften Eugens finden, welche ihm die Bewunderung aller Welt verschafften, und in dem edlen Character, welchen er jederzeit offenbart hatte. Für die erhabene Seele Alexanders wäre das Unglück, welches seit einiger Zeit sich an den interessanten, jungen Mann zu heften schien, schon ein genügender Beweggrund

gewesen. Nichtsdestoweniger fand diese Vertraulichkeit Verläumder unter Menschen, welche alles der Berechnung unterwerfen und ihre Neigung nach ihrem Vortheile abwägen. Aber diejenigen, welche Eugen seit so vielen Jahren gekannt hatten und ihn zu würdigen wußten, schätzten den Kaiser Alexander wegen des offenen Schutzes, den er ihm angedeihen ließ, nur um so mehr.

Wir kamen beim Kaiser vorüber; er sah uns und blieb stehen, um mit dem Grafen Witt zu sprechen, sie entfernten sich Beide einige Schritte und ich näherte mich dem Prinzen Eugen. Mit der offenen Herzlichkeit, welche seine geringsten Worte bezeichnete, forderte er mich auf, häufig wieder zu ihm zu kommen; er sei so glücklich, sagte er, wenn er einen Franzosen sähe.

Der Kaiser kam bald wieder auf uns zu; man sprach von einigen Congreßgerüchten. Alexander hörte lächelnd zu, seine edle und schöne Physiognomie würde etwas sehr Imponirendes gehabt haben, wenn ein starker Ausdruck von Sanftmuth nicht ihre Würde gemildert hätte. Das Wohlwollen seiner Worte, seine Einfachheit, seine Galanterie, seine Artigkeit hatten ihm alle Herzen in Wien gewonnen.

Diese vertrauliche Unterhaltung, welche so interessant war, wurde durch die Prinzessin von Thurn und Taxis unterbrochen, die aus dem Wagen stieg,

um mit dem Kaiser zu sprechen. Der Prinz Eugen gab ihr den Arm. Graf Witt und ich, wir verlängerten unsere Promenade bis zum Lusthause.

Der Graf beschäftigte sich damals mit einem Plan, welchen er später verwirklicht und der ihn auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes berühmt gemacht hat, ich meine, die Errichtung der russischen Militaircolonieen. Er arbeitete an einer Denkschrift über diesen Gegenstand und sollte diese dem Kaiser Alexander in Kurzem vorlegen. Er nahm daher Gelegenheit, mir nach Wohlgefallen von Regimentern, Manoeuvern und militairischen Organisationen zu sprechen, Gegenstände, für welche er leidenschaftlich eingenommen war und auf die er sich ausgezeichnet verstand. Obgleich zum größten Theil noch sehr jung, hatten die russischen Militairs doch schon so viele Feldzüge gemacht, so vielen Schlachten beigewohnt, daß der Krieg ganz und gar ihr Element geworden war, sie sprachen mit so viel Wohlgefallen davon, als alte Veterane, welche auf ihren Lorbeeren ausruhen. Ich könnte leicht in diese Memoiren die Schilderung jener großen Pläne einschalten, aber dann würde ich, der ich nur ein ungeschickter Nebenbuhler Guibert's oder Vauban's bin, eine Abhandlung über Taktik schreiben müssen, mein Zweck ist aber nur eine Schilderung von Vergnügungen.

Die Fürstin Sapieha hatte mehrere von ihren Freunden und Landsleuten bei sich zum Besuche. Zu diesen gehörten die Fürsten Lubomirski, Czerwertinski, Kammerherr des Kaisers Alexander, die Grafen Zavadowski und Kamar, die schöne Gräfin Rosalie Rzewuska, Herr Metzel, der General Krasinski und der Fürst Paul Sapieha*) und endlich ein gewisser Herr Aïde, welchen man regelmäßig überall traf.

Nach einigen Worten über die Anecdoten des Tages und die Vergnügungen von Wien, ein fruchtbares Feld, das sich von Stunde zu Stunde erweiterte, ging man zu ernsteren Gegenständen über und kam natürlich auf das Schicksal Polens: ihr Vaterland ist stets und überall der liebste Kreis der Gedanken für die Polen.

Die Verfassung dieses unglücklichen Landes, über welche man die hohe Entscheidung des Congresses erwartete, interessirte lebhaft alle Geister, selbst die,

---

*) Der Prinz Paul Sapieha hat sich in allen Kriegen ausgezeichnet, in welchen die Polen gekämpft haben. In die Prinzessin, seine Cousine, sterblich verliebt, hat er gezeigt, daß ein tiefes Gefühl die Quelle der edelsten Handlungen ist. Sein Gesicht war stolz oder sanftmüthig, je nach dem es sich durch die Erinnerungen an seine Feldzüge oder an sein Vaterland belebte. Er wußte seiner Cousine dieselbe Neigung einzuflößen, welche er zu ihr hegte, und hat kurze Zeit nach dem Congresse sie geheirathet.

welche den politischen Ereignissen am fremdesten waren. In einer dem Herrn von Metternich übergebenen Note drückte der Herr von Talleyrand, der Altmeister der Diplomatie, sich folgendermaßen aus.

— „Von allen Fragen, welche auf dem Congresse verhandelt werden sollen, ist die am meisten europäische die polnische; wie sollte man nicht wünschen, daß ein Volk, welches seines Alters, seiner Tapferkeit, der dem übrigen Europa einst geleisteten Dienste und seines Unglücks wegen allen andern die wärmste Theilnahme einflößen muß, seine ehemalige vollständige Unabhängigkeit wieder bekomme?"

Auf seiner Reise nach dem Congreß, als der Kaiser Alexander durch Polen kam, hatte er Betheurungen und Versprechungen nicht gespart. Er rechne es sich zur Ehre, hatte er gesagt, das große Werk sich erfüllen zu sehen, welches er zu Gunsten der Polen unternommen, ihr Glück solle seine Belohnung sein.

In ihrer Ungewißheit äußerten die in Wien versammelten Polen zuweilen einige Zweifel an der Ausführung aller dieser Versprechungen. Darf man sich darüber wundern? Ist ihr Mißtrauen tadelnswerth, sind sie nicht oft Opfer ihrer Leichtgläubigkeit geworden?

— „Indessen," sagte Czerwertinski, „hat der Congreß sich dahin entschieden, daß die Polen als respective Unterthanen Rußlands, Preußens und

Oesterreichs mit Anerkennung ihrer Nationalität eine Verfassung, einen Reichstag, persönliche Freiheit, Freiheit der Presse und endlich eine polnische Rednerbühne erhalten sollten. Diese Einrichtung erlaubt uns wenigstens in Erinnerung an eine theure Vergangenheit einen Schatten unseres Vaterlandes festzuhalten und nicht mehr unsere zerstreuten Landsleute ohne Ruheort umherirren zu sehen."

Ich erzählte darauf die Unterredung, welche ich einige Tage vorher mit Herrn Nowosiltzof bei dem Prinzen von Ligne gehabt. Ich citirte einige Stellen, welche der Kaiser Alexander auf dem Manuscript der entworfenen Constitution eigenhändig geschrieben hatte. Dieses Document unterstützte ich noch durch einen Brief, welchen ich eben von meinem geistreichen Freund, dem Grafen Tolstoy, Adjutanten des Generals von Rath, erhalten; er hatte sich in Pulawi bei Kaiser Alexander befunden, als dieser Fürst von der Deputation des Gouvernements Warschau mit einer Rede begrüßt wurde. Indem er mir mit dem Talente scharfsinniger Auffassung, das ihn auszeichnet, alle Einzelnheiten dieser Aufnahme beschrieb, theilte er mir einige Ausdrücke in der Antwort des Czaren mit. „Versichern Sie," hat er gesagt, „die Einwohner von Warschau meiner Sorge für sie, ich will nur ihr Glück."

„Ich erwarte nächstens Kosciusko in Wien," sagte

die Gräfin Rosalie Rzewuska; unsere Pariser Freunde haben gedacht, daß seine Anwesenheit auf dem Congresse den Interessen unseres Vaterlandes von einigem Nutzen sein könne, und wir haben ihn daher dringend gebeten, her zu kommen. Nur seiner Ergebenheit für das Vaterland folgend würde Kosciuszko auf der Stelle unsern Wünschen nachgegeben haben, wenn ihn nicht noch einige Hindernisse zurückgehalten hätten. Seine Rathschläge, mit der edlen Sicherheit der Tugend gegeben, werden, wie ich nicht zweifle, von großem Gewicht beim Czaren sein. Alexander schätzt ihn und hat ihn immer für einen braven Mann gehalten*).

*) Kosciuszko kam zu spät nach Wien, doch traf er den Kaiser Alexander in Braunau. In der langen Audienz, welche dieser Fürst ihm bewilligte, unterhielt ihn der polnische Held von dem Zwecke seiner Reise. Die denkwürdigen Worte, welche der Kaiser bei dieser Gelegenheit aussprach, beweisen, wie sehr er damals den Hoffnungen seiner neuen Unterthanen ganz beizustimmen schien.

Auf der Rückreise vom Congresse lernte Kosciuszko in Solothurn Herrn Zeltner kennen; diese neue Verbindung, welche seinem Herzen wohl that, vermochte ihn zu dem Entschlusse, seinen Wohnort in der Schweiz zu nehmen.

Am 15. October 1817, einem ewigen Trauertag für Polen, starb Kosciuszko an einem nervösen Fieber in Solothurn in den Armen seines Freundes Zeltner, von

— „Ich habe Paris seit Kurzem verlassen" sagte der Fürst Lubomirski, „er hat mir eine Abschrift gegeben von dem Briefe, welchen er an den Kaiser gerichtet. Wie edle Wünsche, welche Hoffnung spricht er darin aus, wenn er zu dem Herzen Alexanders sprechend sagt:

„Ich bitte Ew. Kaiserliche Majestät, den Wohlthäter der Menschheit, eine unumschränkte Amnestie für Polen zu bewilligen. Möchte den Bauern, welche im Auslande sind, gestattet werden in ihr Vaterland wieder zurückzukehren .... möchten öffentliche Schulen für den Unterricht dieser Bauern gebildet werden .... möchte die Leibeigenschaft binnen 10 Jahren abgeschafft sein und jeder Landmann dann zu dieser Zeit im Eigenthume des Landes bleiben, das er fruchtbar gemacht hat."

„Wenn meine Bitten wohl aufgenommen sind, Sire, dann erlaube mir Ew. Majestät noch eine letzte: gestatte Sie mir, daß ich, obgleich krank, als der erste ihr den Eid der Treue leiste und ihr als meinem Souverain und dem Wohlthäter meines Vaterlandes meine Huldigungen darbringe."

— „Daran erkennt man," sagte mit Begeiste-

---

allen Einwohnern des Cantons bedauert und besonders von den Unglücklichen, mit denen er sich gern zu umgeben pflegte.

rung die Gräfin Rosalie Rzewuska, „noch immer ihn als denselben, welcher die Liebe zum Vaterlande bis zum edelsten Heroismus getrieben hat.“

— „Wer wäre nicht stolz,“ sagte die Prinzessin Sapieha, „ein Landsmann Kosciusko's zu sein! Welch großartiges Zeugniß ist im letzten Kriege seiner Tugend gegeben worden, die ihren Glanz auf ganz Polen wirft! Eine Truppe von Kosaken zeigte sich und wollte eine Hütte ausplündern, ein wie ein Bauer gekleideter Greis tritt ihnen entgegen, hält sie auf und sucht sie erröthen zu machen über ein solches für Soldaten so wenig ehrenwerthes Betragen. Aber diese zügellose Rotte stößt ihn zurück, bedroht ihn mit den Waffen, und schickt sich auf's neue an, in die Hütte einzufallen. Da stellt sich der Greis vor seine Thür und sagt, seine narbenbedeckte Brust entblößend:

„Soldaten, ihr werdet das Asyl eines Soldaten, wie ihr, verschonen oder ihr entehrt euch durch ein Verbrechen.“

— „Und wer bist Du denn, der Du unsere Sprache verstehst und es wagst, so mit uns zu sprechen?“

— „Ich bin Kosciusko ....“

Bei diesem Namen, welcher sie an einen Ruhm erinnert, und an Tugenden, deren Andenken jeder Pole bewahrt, stürzen diese rohen Männer ihm zu

Füßen, und bitten mit zur Erde geneigter Stirn den Helden um Verzeihung.

— „Als Platoff die Wohnung Kosciusko's erfuhr," fügte der Fürst Lubomirski hinzu, „sandte er ihm eine Ehrenwache, und dieser Zug ehrte den großen Mann, welchem er galt, eben so sehr als den, welcher der bescheidenen Tugend eine solche Huldigung darbrachte."

Der Fürst Paul brachte dem Helden einen Toast aus, und man trank mit jener Begeisterung auf sein Wohl, welche sich so leicht mittheilt, wenn sie durch so hochherzige Erinnerungen eingeflößt wird.

Was ist für die Polen aus den Vaterlandsträumen, den Träumen von Wiederherstellung und Unabhängigkeit geworden? Europa hat eine unpolitische Theilung statt finden lassen und jeder Tag scheint die letzten Spuren dieser so unglücklichen Nation verwischen zu wollen.

V.

Erinnerung an das Karrussel in Stockholm im Jahr 1800. — Der König Gustav der IV. — Die Herausforderung des unbekannten Ritters. — Schilderung des Brückenspiels in Pisa.

Während der Tage, welche auf das kaiserliche Karrussel folgten, schien ganz Wien noch von den Erzählungen dieses glänzenden Schauspiels absorbirt. Mit Neugier forschte man allen Einzelnheiten desselben nach, man citirte die Namen der Paladine der Minnedamen, man unterhielt sich von dem Unfall des Fürsten von Liechtenstein, dessen Leben eine Zeit lang in Gefahr gewesen. Alles das war der unvermeidliche Gegenstand aller Unterhaltungen.

Auf einer Soiree bei der Fürstin Johann Liechtenstein lobte und kritisirte man der Reihe nach alle Cavaliere und ihre Damen, die Waffenthaten, die Pferde und die Schwenkungen, und endlich kam man überein, daß niemals etwas in Europa gesehen worden sei, was diesem Prunke gleich gekommen wäre, und daß niemals irgend ein Fest einen Zuschauerkreis von solcher Art gehabt habe.

„Es war ganz natürlich," sagte der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, „daß Deutschland, wo die Turniere, wie man sagt, entstanden sind, bei einer so feierlichen Gelegenheit die Erinnerung daran zurückzurufen gesucht hat."

— „Ich glaube nicht," entgegnete die Fürstin, „daß man seit dem Jahrhundert Ludwigs des XIV. etwas Aehnliches versucht hat; wenn der große Colbert unsere Paladine und ihre Schönen gesehen hätte, würde er vielleicht eingestanden haben, daß er übertroffen worden sei."

— „Die ersten Jahre dieses Jahrhunderts," sagte ich, „haben mehrere dieser kriegerischen Spiele gesehen. Das eine ist ein Turnier, von dem ich in Stockholm Zeuge gewesen bin und welches der König Gustav Adolph der IV. gab. Dieser Fürst suchte zu Anfang seiner Regierung in Schweden jene glänzende Tapferkeit, jene gewandten und ritterlichen Manieren aufrecht zu erhalten, für welche Gustav der dritte und sein Hof Muster gewesen waren. Er liebte diese kriegerischen Kämpfe leidenschaftlich, welche gewöhnlich in der Sommerresidenz Drotningholm ausgeführt wurden."

„Gewiß das Karrussel von Wien ist ein bewundernswürdiges Schauspiel gewesen. Aber das, welchem ich im Jahre 1800 beiwohnte, konnte ihm nicht sowohl durch Pracht und durch den Rang der Zu-

schauer, als durch die Treue und Genauigkeit, womit es sich an die Ueberlieferungen hielt, den Vorzug streitig machen. Es begab sich dabei ein Abenteuer, welches an die ritterlichen und bisweilen blutigen Kampfspiele des 14. und 15. Jahrhunderts erinnerte."

— Man drang in mich, Einiges davon zu erzählen: was ich davon wußte, ist folgendes.

„Dieses Turnier wurde zur Feier des Geburtstages der Königin gegeben: seit mehreren Monaten hatte man es an den verschiedenen nordischen Höfen verkündet. Der junge König sollte dabei unter der Zahl der Ritter figuriren und die Königin, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, den Sieger krönen und in Gegenwart des ganzen Hofes ihm den Preis der Geschicklichkeit überreichen, welcher in einer ganz und gar von ihrer Hand gestickten Schärpe bestand. Nichts war geschont worden, um diesem Feste allen Glanz zu geben, welcher einst die zur Zeit Ludwigs des XIV. gegebenen auszeichnete, deren Schilderungen ganz Europa in Erstaunen gesetzt hatte."

„Der Graf Fersen, dessen vortheilhaftes Aeußere und sein glücklicher Stern ihn beim französischen Hofe in so hohe Gunst gesetzt hatte*), suchte uns,

*) Der Graf Fersen, Besitzer des königl. schwedischen Regimentes in Frankreich, zeichnete sich durch seine Ergebenheit für die königliche Familie aus. Er begleitete sie auf der verhängnißvollen Reise von Varennes. Den

meinen Vater und mich, auf, um uns nach Drottningholm zu begleiten. Bevor er sich dahin begab, holte er den Grafen Parr ab, welcher gleich ihm zum Kampfrichter beim Turnier ernannt war und in seiner Eigenschaft als Kammerjunker der Probe eines neuen Balletes beiwohnen mußte, das an demselben Abende in der Oper aufgeführt werden sollte. Wir kamen in dem prächtigen von Gustav dem III. erbauten Kunsttempel an. Man führte uns in einen zur königl. Loge gehörigen Salon, wo eine Erfrischung aufgesetzt war; der König Gustav Adolf der IV. pflegte dort zu soupiren, wenn er in's Theater ging. Es war das mit dem geschmackvollsten Reichthum meublirte Zimmer, wo sein Vater sich der königl. Majestät zu entledigen und mit seinen Freunden auf ganz gleichem Fuß umzugehen pflegte. Inmitten dieser reichen zierlichen Gegenstände, des Luxus von Gold, Seide, Alabaster, bildete ein beflecktes Kanapee von carmoisinrothem Sammet einen unheimlichen Contrast, und die Verwunderung machte bald einem Gefühle des Schauders Platz, wenn man hörte, daß

Stürmen unserer unglückseligen Zeiten entronnen, starb er als Opfer des Volksaufstandes, welcher im Jahre 1800 in Stockholm stattfand. Das gegen ihn aufgereizte Volk bedeckte ihn, während des Leichenzuges des Prinzen Karl von Augustenburg, mit Steinwürfen und er starb unter der barbarischsten Mißhandlung.

es dasselbe sei, auf welches man Gustav Adolph den III. in der Nacht vom 16. März 1792 gelegt hatte, als er von Ankarström ermordet worden war; das aus seiner Wunde reichlich hervorströmende Blut war auf den Stoff geflossen. Obgleich es sehr einfach gewesen wäre, es wegzuschaffen, um die Spur von einem Verbrechen zu verwischen, das an einem ganz dem Vergnügen geweihten Orte begangen war, so hatte doch der König, ohne daß man den Beweggrund davon errieth befohlen, daß das mit dem Blute seines Vaters befleckte Kanapee als Wahrzeichen oder als Erinnerung stehen bleiben sollte."

„Der Graf Parr zögerte nicht zu kommen und wenige Augenblicke darauf reisten wir nach dem Schlosse der Königin, das sechs Stunden von Stockholm ablag. Viele Equipagen begaben sich gleichfalls von allen Seiten dahin und brachten eine angenehme Abwechselung in die so malerische Landschaft der schwedischen Gegend."

„Eine ungeheure Menge belagerte schon vom Morgen an die Zugänge des Schlosses und unter dieser Masse von Leuten zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen herrschte eine bewundernswürdige Ordnung. Zwei Garde-Ulanen und ein Stallmeister erwarteten den Grafen Fersen, welchen seine Eigenschaften als Kampfrichter zwangen die Einzelnheiten des Festes zu ordnen. In einiger Entfernung vom Schlosse, in einem schö-

nen, von bewaldeten Hügeln umschlossenen Thale war der Circus errichtet, welcher mit Gallerien geschmückt war zur Aufnahme von etwa viertausend Zuschauern. Die Bahn war mit dem feinsten Sande bedeckt, hohe und starke Pallisaden umgaben sie. Alle Damen in dem Schmucke der reichsten Toiletten strahlten in jener den Frauen des Nordens so eigenthümlichen Schönheit. Die Männer waren in Uniform oder im Hofkleide, das letztere bestand in einem Mantel von schwarzem Tafft mit feuerfarbenem Atlas gefüttert. Die Großen des Reiches waren mit der Pracht ihrer Würden bekleidet und die mit Atlas ausgeschlagnen Tribünen, mit drei schwedischen Kronen geziert, für die Gesandten bestimmt. Die Brüstung war mit schwedischen Standarten geschmückt. An einem der Enden des Circus machte sich der Pavillon der Königin und der Damen ihres Gefolges bemerklich durch den Schmuck von Waffen, Fahnen und Blumen, welche mit der zierlichsten Gewähltheit aneinander gereiht waren. Dupré, ein französischer Baumeister und einer der berühmtesten Decorateurs Europas, hatte diese Zurüstungen angeordnet."

„In gleichen Zwischenräumen standen Säulen, welche beim Ringstechen zum Ziele dienten. Auf andern wieder steckten Saracenenköpfe. Die Banner der Ritter, welche sich um den Preis beeifern sollten, wurden

in der Bahn umhergetragen, und dann an verschiedenen Brüstungen des Circus entrollt und festgesteckt."

„Als der Graf uns verließ, empfahl er uns seinem Freunde, dem Herrn von Rosen. Dieser junge Mann, welcher in den Quadrillen des Königs beim letzten Karrussel eine Rolle gespielt hatte, erklärte uns auf's Genauste alle Einzelnheiten dieses Festes; die verschiedenen Devisen auf den Bannern oder Wappenschilden waren eben so sinnreich als ritterlich; unter andern bemerkte man folgende.

Einen Degen auf einem Lazurblauen Felde:
Ich fahre heraus, ich glänze, ich tödte.

Ein Löwe in einem sternbesäeten Felde:
Die Tapferkeit unterwirft sich die Sterne.

Ein Feuer auf einem Altar:
Was rein ist, ist ewig.

Ein Hermelin, das einen unwegsamen Hügel erklettert:
Tâche sans tache (fleckenlos und strebsam).

Ferner eine ganz gelbe Fahne, welche dem Hofnarren des verstorbenen Königs, Tonin, angehörte; man hätte indeß nicht sein Motto erwartet:

Alles durch Vernunft,
Vernunft über Alles,
Ueberall Vernunft!

Tonin kämpfte nur mit Witzworten, Bosheiten und gerader Wahrheit, und in diesen drei Punkten war er gewiß, den Sieg davon zu tragen, denn er war darin so abwechselnd wie seine Devise."

„Inmitten dieser durch Farben und Stickereien glänzenden Banner machte sich ein schwarzes bemerklich, bei welchem kein Stallmeister stand; wir fragten den Grafen Rosen, welchem Ritter dieses unheimliche Banner gehöre.“

— „Wie?“ antwortete er, „haben Sie nicht in den Zeitungen gelesen, daß ein Paladin, welcher unbekannt zu bleiben wünscht, zum Einzelnkampf jeden Ritter herausgefordert hat, welcher kühn genug sei, ihn den Preis abzusprechen. Sie wissen, daß der Preis eine von der Königin gestickte Schärpe ist.“

„Zu der, für den Aufruf der Ritter vorgeschriebenen Zeit fand man seinen Handschuh mitten in den Circus geworfen und sein schwarzes Banner dorthin gesteckt, wo Sie es sehen: sein Schild war daselbst befestigt, welches auf einem himmelblauen, mit Sternen besäeten Grunde die Worte trug:

Fra tanti una (Eine einzige unter Allen).

Was noch die Sonderbarkeit dieser Herausforderung erhöht, ist der Umstand, daß er die Streitaxt zur Waffe gewählt, welche schon seit langer Zeit nicht mehr im Gebrauche ist. Die seltsamsten Gerüchte liefen seit der Prahlerei dieses geheimnißvollen Amadis herum. Unter allen Versionen findet die folgende den meisten Glauben.“

„Ein junger Lord, aus einer der edelsten Familien Englands, sah die Königin, als sie nur noch

Prinzessin Dorothea Wilhelmine war, in Baden am Hofe ihres Vaters, und er verliebte sich leidenschaftlich in sie. In Betracht seines Ranges und seines unermeßlichen Vermögens, war es nicht unmöglich, daß das Anerbieten seiner Hand angenommen worden wäre. Aber da die beiden Schwestern unserer Königin, die eine Kaiserin von Rußland, die andere die Gattin Maximilians von Baiern geworden war, so hatte Politik und Convenienz auch die dritte auf den schwedischen Thron gebracht. Der junge Lord konnte ein Gefühl nicht besiegen, welches sich keiner Hoffnung hingeben durfte, und hatte die Thorheit begangen, sich mehrere Male an unserm Hofe einzuführen, indem er stets unter neuen Verkleidungen erschien. Von den Damen der Königin erkannt, war er mit Mühe der Bestrafung, welche seine Kühnheit verdient hätte, entgangen; man sagte, er sei nun nach Amerika gereist. Ohne Zweifel mit ganz Europa von den Zurüstungen zu diesem Turniere unterrichtet, hatte er es versuchen wollen hierher zu kommen, um vor den Augen seiner Vielgeliebten entweder zu siegen oder zu sterben. Man fügt sogar hinzu, daß er den ritterlichen Geist Gustav Adolph's kennend mit einem königlichen Champion kämpfen zu können hoffte, mit der Aussicht, diejenige als Wittwe zu besitzen, welche er als Mädchen so sehr geliebt hat.

Der Graf Torstenson, Sohn des Feldmarschalls,

hat sich angeboten, der Herausforderung zu entsprechen. Seit einiger Zeit hat er sich geübt und im Gefecht mit der Streitaxt eine wunderbare Geschicklichkeit errungen."

„In diesem Augenblick verkündeten die klangreichen Fanfaren von hundert Instrumenten die Ankunft der Königin, alle Augen richteten sich auf sie.

Ihre vollkommne Schönheit, ihre Persönlichkeit hätten auch unter der bescheidensten Kleidung in ihr eine Herrscherin errathen lassen.

Von ihren Damen umgeben nahm sie in dem Pavillon Platz, welcher für sie bestimmt war. Sogleich ritt der König an der Spitze seines Adels in den Circus ein und grüßte seine Lanze senkend die Damen, welche bei seiner Annäherung aufgestanden waren.

Gustav der IV. war damals zwanzig bis ein und zwanzig Jahr alt, hatte eine schöne Gestalt, eine kriegerische Haltung, eine edle und ritterliche Miene."

„Er setzte sich darauf, Karl den zwölften zu copiren, und um ihm besser zu gleichen, trug er gewöhnlich einen blauen Rock, der bis zum Kinn zugeknöpft wurde, und die Haare aufgesträubt, aber ihm fehlte zu dem Degen von Bender der Arm, welcher ihn siegreich machte, und das Genie, das ihn führte."

„Als er bei der Königin vorbei kam in seinem glänzenden Rittercostüme mit stolzer vornehmer Miene,

seine Lanze auf edle Weise mit fester Hand schwingend, bäumte sich sein Pferd. Gustav versuchte die Hitze desselben zu beschwichtigen. Aber er hatte zu heftig mit den Sporen dem Renner in die kräftigen Weichen gestoßen, das Thier machte einen ungeheuren Sprung vorwärts und hätte ihn beinahe abgesetzt. Es war dasselbe Pferd, welches er in Upsala bei seiner Krönung geritten und das ihn beinahe getödtet hatte, was abergläubigen Leuten Anlaß zu tausend Vermuthungen gab über die Zukunft seiner Regierung; die eigentliche Ursache des Unfalls war indessen sehr einfach."

„Der Stallmeister, welcher beauftragt war, es zu der Krönungsceremonie einzureiten, hielt jeden Tag vor der Bude eines Schuhmachers an, dessen Frau, eine junge Finnin, sich ein Vergnügen daraus machte, dem schönen Thiere Brod und Salz zu geben. Das Pferd gewöhnte sich so daran, an der gastlichen Thüre Halt zu machen, daß, als Gustav mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand sich nach der Kathedrale begab, es einer Art Instinkt gehorchend vor der Bude nicht vorbei passiren wollte, ohne seine gewohnte Ration bekommen zu haben. Der König, welcher dieses Anhalten für eine Störrigkeit hielt, gab ihm tüchtig die Sporen zu kosten, das Pferd bäumte sich, Krone und Scepter fielen zur Erde, und ohne die Gewandtheit eines Pagen, welcher dem Für-

sten zur Seite ging und ihn am Stiefel fest hielt, würde Gustav den königlichen Insignien gefolgt sein. Als der Wahrsagerin Arwidson dieses Ereigniß mitgetheilt wurde, soll sie, wie man sagt, unter Thränen ausgerufen haben: das Geschlecht der Wasa würde über Schweden zu regieren aufhören."

„Bei dem geringsten Ereigniß seiner Regierung, das nur einigermaßen von der gewöhnlichen Linie abwich, verfehlte man nicht die Prophezeihung der Wahrsagerin anzuführen: und so beeilten sich die Zuschauer, beim Turnier auch noch die jetzige Seltsamkeit zu dem Prognosticum hinzuzufügen, das man dem Könige gestellt hatte."

„Unterdessen öffnete sich die Schranke vor den Rittern, welche in der ganzen Pracht ihrer Costüme glänzten. In Quadrillen abgetheilt ritten sie nun die Rennbahn herum und grüßten bei der Königin vorbeikommend mit der Lanze, Alle trugen die Farben und Geschenke von ihren Damen; eine Schärpe, einen Schleier, eine Schleife, oder eine Locke. Darauf führten sie mit ihren Pferden die kühnsten und anmuthigsten Wendungen auf, und als diese kriegerische Prozession beendet war, zogen sie beim Klange der Fanfaren der Regimentsmusik der Garde und unter dem Beifallsruf der Menge sich zurück, um das Signal zum Waffengange zu erwarten."

„Ein Waffenherold trat in die Mitte des Circus,

verkündete die Eröffnung des Turniers und fügte mit lauter Stimme hinzu:

„Im Namen des Königs und der Gesetze des Königs ist es jedem Unterthan so wie jedem Fremden verboten, die Herausforderung zu einem Zweikampf zu stellen oder anzunehmen, in welcher Form oder unter welchem Namen es auch geschehen mag; es ist widersinnig zu glauben, daß ein Kampfplatz, welcher blos zu Spielen der Gewandtheit bestimmt ist, unter den Augen der Königin mit Blut befleckt werden dürfte.“

„Allgemeine Billigung begleitete diesen Ausruf, das schwarze Banner des unbekannten Champions wurde heruntergerissen und schmachvoll über die Schranke geworfen. Darauf näherte sich Gustav dem Grafen Torstenson, welcher am Eingang der Rennbahn hielt in glänzender Rüstung, mit einem kostbaren damaszirten goldenen Küraß und einem doppelten Panzerhemde angethan war, und mit Kraft eine schwere Axt regierte, deren Spitze er vor seinem Könige senkte.“

„Graf Torstenson,“ sagte er zu ihm, und reichte ihm die Hand, „ich erkenne Ihren Muth an und danke Ihnen dafür, aber ich bewahre ihn für eine edlere Gelegenheit auf.“

„Die Rennbahn wurde geöffnet, der König sagte mit lauter Stimme, jeder Ritter thue seine Pflicht, der Graf Fersen als Kampfrichter antwortete: Laissez aller.

Die verschiednen Spiele des Turniers begannen und dauerten vier Stunden lang."

„Wie auf dem Wiener Karrussel bestrebten die Ritter sich gegenseitig in Galanterie, Anmuth und Geschicklichkeit zu übertreffen. Das Wetter war herrlich und die Schönheit des Tages schien in das allgemeine Frohlocken einstimmen zu wollen. Von allen Seiten flatterten Schärpen im Winde, freudiger Beifallsruf und belobendes Gemurmel entschlüpften rosigen Lippen und Blumenbouquets zarten vor Aufregung zitternden Händen."

„Der Kampf war lang, die Ritter wetteiferten an Geschicklichkeit. Endlich errang Graf Piper den Sieg, der Kampfrichter und die Waffenherolde riefen seinen Namen aus und führten ihn zu den Füßen der Königin, welche seine Geschicklichkeit belobte, ihn mit der Schärpe umgürtete und die schöne Hand ihm zum Kusse darbot, welche sie gestickt hatte. Die Trompeten ließen eine schmetternde Siegesfanfare ertönen, und der junge Triumphator beugte sein Haupt vor dem Bravorufe und den zugeworfenen Blumensträußen."

„Sein Banner wurde auf einen Wagen gestellt, welchen zwei ganz weiße reich gezäumte Rennthiere zogen. Der Graf Fersen hatte sie von seinen Gütern in Lappland kommen lassen und dem Könige zum Geschenk geboten. Der ganze Hof folgte dem

Wagen durch den Park hindurch, um sich nach dem Schlosse in den Bankettsaal zu begeben. Mehrere Tafeln waren dort aufgestellt, der König führte an der seiner Familie und der Ritter den Vorsitz; der Kanzler und die Großwürdenträger der Krone machten die Honneurs an den andern Tischen. Im Garten wurden Erfrischungen an das Volk herumgegeben, und als die Nacht gekommen war, herrschte auf den weiten Rasenplätzen und in den von Flammen strahlenden Gebüschen die munterste Fröhlichkeit und gab dem Ganzen dem Anblick eines Familienfestes."

„Nach dem Mahle begab man sich in den schönen Opernsaal, wo das lyrische Drama Gustav Wasa gegeben wurde, zu welchem die Musik von Piccini und die Worte vom verstorbenen Könige waren."

„Endlich krönte eine allgemeine Illumination in den Schloßgärten und ein großes Feuerwerk diesen Tag, welcher ohne Zweifel einer von den wenigen glücklichen war, welche das Geschick Gustav Adolph noch aufbewahrte."

Man hatte diese Schilderung eines Festes, das unserer Zeit nicht mehr anzugehören schien, mit Wohlwollen angehört. Die Zuhörer und die Damen besonders hatten einen Augenblick gehofft, daß die Ausforderung des Ritters vom schwarzen Banner angenommen worden sein würde, und sie die Beschreibung eines Kampfes auf Leben und Tod vernehmen soll=

ten. Der friedliche Ausgang des Turniers schien ein wenig Mißstimmung hervorzubringen, ich sagte, daß in Beziehung auf den Kampf weder das Turnier von Stockholm, noch das Karrussel von Wien sich mit dem Brückenspiel in Pisa vergleichen könne, welches durch seine Hartnäckigkeit und seine Gefahren das vollkommenste Bild von den ehemaligen mittelalterlichen Kämpfen in Italien gebe. Keiner von den Anwesenden hatte demselben schon beigewohnt und man bat mich daher abermals eine Schilderung davon zu geben, was ich ungefähr folgender Weise that.

„Das letzte dieser Spiele, welchem ich durch einen glücklichen Zufall beiwohnte, wurde während des kurzen Bestehens von Hetrurien gegeben. Man hatte diese Spiele, welche sich durch Unfälle aller Art auszeichneten, seit langer Zeit abgeschafft, und es kostete viele Mühe, die Erlaubniß zu diesem von der Königin zu erlangen.“

„Man kann den Zeitpunkt nicht genau feststellen in welchen der Ursprung dieses Kampfes fällt, den man mit dem Namen Spiel bezeichnet, obwohl er mit gutem Rechte für eine wahre Schlacht gelten kann. Er muß indessen aus dem hohen Alterthume stammen: nach einigen soll er griechischen Ursprunges sein und sich von den olympischen Spielen herschreiben. In den alten Chroniken der Stadt, sagen die Pisaner, liest man noch die Namen der

Streiter der heiligen Marie, welche einen Theil der Truppen ausmachten, die von der Republik zu den Kreuzzügen beigesteuert wurden. In heutiger Zeit hat Alfieri's Muse dieses Bild ritterlicher Kämpfe, mit ihren Gefahren und den durch sie angeregten Leidenschaften gefeiert.

Die Stadt Pisa wird vom Arno durchschnitten. Eine schöne Marmorbrücke ist über diesen Fluß gebaut, und verbindet die beiden Quartiere der Stadt, von denen das eine die heilige Marie, das andere den heiligen Antonius zum Schutzheiligen hat. Als man ehemals diese Spiele feierte, wurden von jeder Seite dreihundert Kämpfer ausgewählt, um auf der Brücke den Vorzug des Banners ihres Patrons im Kampfe zu behaupten. Diese gewählten waren stets die tapfersten, stärksten und gewandtesten Leute ihres Viertels.

Man bekleidete sie mit Waffen wie die waren, welche ihre Väter zu den glänzendsten Zeiten der Republik trugen. Lange Zeit vorher durch erfahrene Anführer eingeübt, bereiteten sie sich aufs Angriffs- und Vertheidigungsmanoeuvre vor. Ein massiver Küraß, ein Helm, Armschienen und Beinharnische waren ihre Vertheidigungswaffen, ihre Angriffswaffe bestand in einer Art Keule von hartem Holz und drei Fuß Länge, ein damit kräftig oder gewandt angebrachter Schlag genügte, den Gegner kampfunfähig zu machen.

Ein niedergelassener Schlagbaum auf der Mitte der Brücke trennte die beiden Truppen, sobald es aber drei Uhr in der Kathedrale schlug gab ein Kanonenschuß das Signal, und das Banner wurde sogleich erhoben, darauf begann beim Tone einer geräuschvollen kriegerischen Musik das Gefecht und die dichten Streiche der Streitkolben machten das Erz der Panzer und der Helme erdröhnen. Dieses Spiel, welches wie die Zeiten seines Ursprungs halb barbarisch ist, dauerte dreiviertel Stunden. Ein zweiter Kanonenschuß ließ sich hören, die Banner wurden gesenkt und diejenige Partei, welche die andere und sei es auch nur um einen Fuß breit über die Grenze zurück gedrängt hatte, wurde als Sieger ausgerufen. Auf der siegreichen Seite ließ sich Jubelgeschrei hören, auf der besiegten herrschte trübes Schweigen, ihre Niederlage und ihre Schande bezeugend.

Im Jahre 1805 befand ich mich in Pisa und verdankte es einigen Freunden und besonders der verbindlichen Artigkeit des französischen Gesandten Aubusson de la Feuillade, daß ich Zeuge sein konnte von diesem außerordentlichen Feste.

Dasselbe war in ganz Italien einige Wochen vor seiner Feier verkündet worden und dieser Aufruf war nicht fruchtlos geblieben. Bei der Nachricht von diesem dem Muth, der Gewandtheit und der Stärke gewidmeten Kampfe sah man von allen Seiten Streiter

herbeieilen, welche einen Ruf von Bravour und herkulischer Kraft sich erworben hatten. Man hob einen aus Calabrien besonders hervor, andere aus Ancona und Genua und römische Transteveriner, ja selbst einen Professor der gelehrten Universität Padua, welcher für den kräftigsten Mann Italiens galt.

Den höchsten Klassen der italienischen Gesellschaft angehörige Personen hatten sich unter dem Namen ihrer Diener einschreiben lassen, und rechneten darauf, da die Visire ihrer Helme sie unkenntlich machten, ihren Platz in dem Kampf einnehmen zu können, so allgemein war die Wuth nach diesem Gefechte. Die fortwährenden Uebungen hatten die Athleten dermaßen mit dem Gebrauch des Streitkolbens vertraut gemacht, daß sie sich desselben wie der zweihändigen Schwerter im Mittelalter bedienten. Der Professor von Padua sprach davon, er wolle vier mit Säbeln und Degen bewaffnete Männer herausfordern, und sie einzig und allein mit seinem Streitkolben besiegen. Alle Köpfe waren ganz enthusiastisch und gewiß in einem aufgeklärten Jahrhundert ist es merkwürdig, wie man ein solches Vergnügen mit seinen unvermeidlichen traurigen Folgen hat erlauben können, aber die Gefahr war ohne Zweifel nur ein Reiz mehr für die Neubegier; beinahe hundert tausend Zuschauer waren nach Pisa dazu gekommen,

eine unerhörte Anzahl für eine Stadt, deren Bevölkerung nicht zwölftausend Seelen überschreitet.

Die Woche, welche dem Tage des Gefechtes vorherging, wurde zu kriegerischen Uebungen benutzt, und der Tag vorher zu frommen Gebräuchen. Alle Kämpfer thaten gewissenhaft ihre Waffenwache, beichteten und communicirten, der Bischof segnete öffentlich die Banner ein, welche von den vornehmsten Damen des Landes gestickt worden waren. Genug, Alles was den Muth erhöhen kann, wurde angewandt, um die Kämpfer zur würdigen Aufrechterhaltung der Ehre des Patrons oder der Patronin, deren Fahne sie vertheidigten, anzustacheln. Wettende, deren es eine große Anzahl gab, und die beträchtliche Summen wagten, versäumten gleichfalls weder Ermuthigungen noch Versprechungen. Die ganze Woche hindurch wurde jeder dieser Streiter wie ein Podesta tractirt, aber man hatte ihnen streng den Genuß von hitzigen Getränken untersagt: dem Beispiele Richelieu's bei der Belagerung von Mahon folgend, hatten die Anführer den Befehl gegeben, daß kein Kämpfer, der sich betrunken habe, die Ehre der Theilnahme am Gefechte genießen solle.

Von Morgens sechs Uhr an, waren alle Fenster der Häuser am Ufer des Arno, welche man zu ungeheuren Preisen vermiethet hatte, von gewählt gekleideten Damen besetzt. Amphitheatralische Gerüste wa-

ren auf beiden Seiten der Ufer erbaut und für die Zuschauer bestimmt; die Kai's waren von Landbewohnern bedeckt, welche gleich Wallfahrern zu dieser Feierlichkeit herbei geströmt waren. Ihre mannichfachen malerischen Trachten, deren lebhafte Farben der glänzende Sonnenschein erhöhte, gaben einen unvergleichlichen Anblick. Eine breite reich drappirte Tribüne war für die Königin, den Hof, das diplomatische Corps und die Fremden von Auszeichnung bestimmt, welche von allen Höfen Italiens nach Pisa gekommen waren.

Balken von allen Größen, bewimpelt und mit zierlichen Zelten versehen, bedeckten die Fluthen des Arno ganz und gar und Orchester ließen darin fröhliche Melodien ertönen; diese kleine Flotte bildete schon für sich allein ein reizendes Fest. An den beiden Seiten der Brücke hielten andere Barken, um die Aufsicht zu führen, und die Schiffe und Zuschauer in gehöriger Entfernung zu halten. Sie waren zu gleicher Zeit auch dazu bestimmt, den Kämpfenden, welche etwa über das Geländer geworfen und in den Fluß fallen würden, Beistand zu leisten. Man konnte Unfälle von dieser Art wohl befürchten und zwar nach einem Gemälde, das vor mehr als zweihundert Jahren gemalt ist und auf dem Rathhause zu sehen war: man erblickte darauf zwei von den Rittern,

welche sich umschlungen hielten und sich in den Arno stürzten, noch in ihrem Falle mit einander kämpfend.

Die lärmende Freude der Zuschauer, die fortwährende Bewegung am Ufer und in den Straßen, die Verschiedenheit der italienischen Dialecte und endlich diese äußerliche Existenz, welche in diesem Lande ein zweites Leben ist, gaben dem Gemälde ein unbeschreibliches Ansehen.

Um Mittag waffnen sich die Kämpfer, man drängt sich um sie, man erneuert Rath und Ermahnungen. Bei der Uebertriebenheit der Ruhmesgier, welche sich ihrer Weiber oder ihrer Freundinnen bemächtigt hatte, wäre man versucht worden, diese für eben so viele Spartanerinnen zu halten, welche ihren Söhnen den Schild überreichen mit den einfachen Worten: Mit ihm oder auf ihm.

So bewaffnet begeben sich die Kämpfer in ihre betreffenden Lager, man setzt ihnen unter den Zelten einige Erfrischungen und Wein aus den besten Kellern der Stadt vor. Beim Aufruf der Trompeten verlassen sie das Lager und stellen sich in Schlachtordnung, dann marschiren sie mit der Musik vorauf und mit wehenden Bannern langsam nach der Seite der Brücke, welche sie zu vertheidigen haben, die Fahnen werden außen an den Brüstungen befestigt, auf jeder Seite bereitet man den Angriffs- oder Vertheidigungsplan vor: diese Plane waren mit so viel Kunst ent-

worfen, daß der General Dúchesne, welcher die Feldzüge in Holland, Italien und Aegypten mitgemacht hatte, und als competenter Richter betrachtet werden konnte, die Geschicklichkeit bewunderte, mit welcher die Massen auf den engen Terrain vertheilt waren, wo alles von der körperlichen Kraft abhängen mußte.

Indessen drängen sich die beiden Parteien schon seit einiger Zeit gegen die Barrieren, es schlägt drei Uhr, das ungeduldig erwartete Signal durchdröhnt die Luft. Das Hinderniß, welches bisher die Streitenden trennte, ist aufgezogen und alsbald beginnt der Angriff mit einer Erbitterung, von welcher man sich keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht mit angesehen hat. Tausend verwirrte Rufe lassen sich hören, für die meisten der Zuschauer verbindet sich mit dem Interesse des Anblicks selber auch noch das Interesse des Glücks, der Eigenliebe und selbst der Liebe: jede Hoffnung auf Erfolg wird durch Beifallssturm begrüßt, der Muth der Kämpfer verwandelt sich in Raserei und das Gemisch wird eine wahre Schlacht mit aller ihrer Wuth und ihrem Wechsel.

Während die beiden Truppen sich mit gleicher Heftigkeit angreifen, werfen auf beiden Seiten einige Männer lange mit eisernen Haken versehene Seile in die feindlichen Reihen, ein Bein wird davon erfaßt, der Gegner fällt und wird als Gefangener herübergezogen. Auf ähnliche Weise werfen die Tartaren,

in den Steppen von Jedistan ihre Schlingen den wilden Pferden um den Hals.

Schon war es drei ein halb Uhr, die beiden Armeen, eine gegen die andere gestemmt, glichen Athleten, welche sich gegenseitig nicht niederwerfen können und sich in langen Bestrebungen erschöpfen. Auf keiner Seite hatte man einen Fuß breit Boden gewinnen können: zehn Minuten noch und der unentschiedene Sieg hätte wie in früheren Zeiten die Krone theilen müssen. Die Kämpfenden waren so zusammengedrängt, daß von Kampf eigentlich nicht mehr die Rede sein konnte. Die Massen wogten hin und her wie die drängenden Wasser zweier Flüsse, die sich begegnen. Um ihrer Mannschaft neue Kräfte zu geben, hatte jeder der Anführer auch noch seine Musik vorrücken lassen, damit deren Gewicht auch noch den Widerstand seiner Partei unterstütze.

Bei dieser allgemeinen Unthätigkeit ist an beiden Ufern den freudigen Zurufen, dem Beifallsgeschrei ein düsteres Schweigen gefolgt, welches die geringe Aussicht auf ein Resultat bezeugt. Endlich erfinden zwei Streiter in den hintersten Reihen der heiligen Marie ein kühnes Manoeuvre, trotz dem Gewicht ihrer Waffen springen sie auf die Schultern ihrer Kameraden, und stellen sich aufrecht auf der Ebene von Erz, welche die dicht an einander gedrängten Helme der Ihrigen bilden, und schreiten so immer weiter

vor, bis sie endlich bis zur ersten Reihe der Ihrigen gelangen. Von dieser lebendigen Festung herab schlagen sie, wie von einem Streitwagen herunter, mit ihren Kolben auf die Köpfe der Gegner. Diese, obwohl durch das Eisen, mit dem ihr Schädel bedeckt ist, geschützt, wanken und sinken betäubt nieder. Die Bresche ist gemacht, tausend Siegesrufe erheben sich auf der Partei der heiligen Marie, ihre Masse setzt sich in Bewegung und rückt vor. Bald hat sie die Grenze überschritten, und das Gebiet des heiligen Antonius ist durch die Erfindung der beiden Kämpfer in der Höhe erobert worden.

Vergebens sucht der Anführer der entgegengesetzten Partei einen Erfolg zu gewinnen, einige Streiter des heiligen Antonius steigen gleichfalls auf die Schultern ihrer Genossen. Ein zweites Gefecht geht über dem Haupte der Kämpfer vor sich, ohne daß das Ringen derer, die mit ihren Füßen die Erde berühren, an Hartnäckigkeit verloren hat. Es gab einen merkwürdigen Anblick, diese beiden Etagen von Kriegern zu sehen, welche sich beide gegenseitig angreifen, Streiche auf einander führen, und alle Hülfsmittel der Gewalt und der Geschicklichkeit in Anwendung bringen.

Der Kampf wurde lebhaft und erbittert: die Fahne des heiligen Antonius war nahe daran, erobert zu werden. Einer der Kämpfer für die heilige Marie, welcher dem Brückengeländer ganz nahe steht, ergreift

seinen Streitkolben mit beiden Händen, und führt mit einem Hiebe einen furchtbaren Streich auf den Kopf des Kämpfers, der ihm gegenüber steht, dieser taumelt, verliert das Gleichgewicht und fällt in den Arno. Ein wüthendes Geschrei erfüllt die Lüfte, die Armee der heiligen Marie verdoppelt ihre Anstrengungen und bleibt unerschütterlich auf dem Gebiete, das sie einmal gewonnen. Kein Josua war da, um der Sonne Stillstand zu gebieten, es schlägt die dritte Viertelstunde, die Kanone giebt das Zeichen und der Schlagbaum fällt nieder. Die Partei der heiligen Marie bleibt Sieger, der Ruhm des Tages gehört ihr ohne Widerspruch.

Da erschallt lauter Jubelruf, freudiger Lärm und das Getön schmetternder Fanfaren in dem siegreichen Viertel: Traurigkeit und Schamgefühl verbreiten sich in dem besiegten. Man hat es oft ausgesprochen, daß die Energie der Gefühle des Menschen der Hitze ihres Klimas entspricht, deshalb wurden die Streiter für die heilige Marie mit Lobeserhebungen, Liebkosungen und Geschenken überhäuft, im Triumph umhergeführt und von ihren Familien mit Begeisterung aufgenommen, während die Kämpfer für den heiligen Antonius schweigend ihre Häuser auffuchten, daselbst mit Vorwürfen oder Spott aufgenommen wurden, und sich glücklich schätzen konnten, wenn sie

nicht, anstatt des lindernden Balsams für ihre Wunden, noch von den Ihrigen geprügelt wurden.

Als die Nacht sich niedersenkte, gab es auf der siegreichen Partei Illumination, Bälle, Conzerte und lärmende Musik, bis zum späten Morgen. In dem besiegten Stadttheile gewahrte man nicht ein einziges Licht, man hätte sagen mögen, das ganze Viertel sei nur von Schatten bewohnt.

Nichts, glaube ich, hält einen Vergleich mit diesem Anblicke aus, Europa hatte seit einem Jahrhundert kein ähnliches Schauspiel gesehen, denn Alles war dabei ernsthaft gemeint, die Waffen sowohl, als die Wunden, und wer noch keine wirkliche Schlacht gesehen, hätte glauben können, einer solchen beizuwohnen, indem er sich in die Zeiten versetzte, wo die Kanonen noch nicht die ultima ratio regum der Könige gewesen sind.

VI.

Gedicht des Prinzen von Ligne auf den Congreß. — Das Leben auf dem Graben. — Die Table d'Hôte. — Die Chronik des Congresses. — Die kleinen politischen Neuigkeiten. — Ein Gegenstück zum Tode Vatels. — Der fromage de Brie zum König der Käse proklamirt. — Fest bei dem Banquier Arnstein. —

Eine zahllose Menge Menschen war in dem kleinen Redoutensaal versammelt. Diese Vereinigung von bedeutenden Persönlichkeiten war, wie gewöhnlich, die lebendige Offenbarung einer Welt von Vergnügungen, der Liebe und von Verführungen jeder Art.

„Es ist," sagte der Prinz von Ligne zu mir, „ein neuer Gast auf dem Congresse angekommen, der sehr unerwartet ist."

— Irgend eine abgesetzte Macht, mein Prinz?

„Ein Gast, der auch seinen Theil an allen diesen Freuden nehmen will. Die Pest, weil man ihn doch mit Namen nennen muß. Sie verheert in diesem Augenblicke Serbien und droht bereits hier

mit einem Einfalle und zwar ohne Bevollmächtigten. Indeß beruhigen Sie sich: es sind alle Maßregeln ergriffen, es wird keiner Conferenzen oder Traktate gegen diesen lästigen Besuch bedürfen."

„Seit gestern," fuhr er fort, „hat diese wichtige Vereinigung der größten Herrscher und ihrer berühmten Erörterungen mich begeistert zu . . . errathen Sie . . . einer philosophischen Abhandlung? . . . . einem ernsthaften Werke? . . . . Betrachtungen der hohen Politik? . . . . Nein, zu einem Gedichte, das für die Einen ein Lied, für die Andern eine Lehre sein soll. Es ist eine Kleinigkeit, die kein anderes Verdienst hat, als: daß sie mich nur eine Viertelstunde gekostet hat. Nehmen Sie nun noch hinzu, daß ich sie mit der Feder des großen Friedrich geschrieben, der einzigen Trophäe, welche ich von Sanssouci mitgenommen, und welche zu gleicher Zeit Pläne von Schlachten und kleine Verse geschrieben, die nicht besser sind, als die meinigen."

Ich wünschte ihm lachend Glück.

„Lachen Sie nicht," sagte er, „gleicht die Geschichte des Congresses nicht der Geschichte von Frankreich? Eine Sammlung von Vaudevillen würde, wie Menage gesagt hat, genügen, das erforderlichste Aktenstück dazu zu sein."

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte er:

„Diese Kleinigkeit, mein Kind, ist nur für meine

Freunde. Ich habe nicht vergessen, mit welcher Belohnung einst die selbstbewußte Eitelkeit des Grafen Tressan von der Marquise Boufflers bestraft worden ist*). Ich habe nur wenige in Reihe und Glied stehende Worte den tausend und aber tausend Bajonetten entgegen zu stellen, über welche die auf dem Throne sitzenden Personen zu verfügen haben, der Kampf würde zu ungleich sein.

---

*) Man hatte auf die Marquise von Boufflers (später Marschallin von Luxemburg) ein Gedicht gemacht, das mit folgendem Verse begann:

Quand Boufflers parut à la cour,
On crut voir la mère d'Amour.
Chacun s'empressait à lui plaire,
Et chacun l'avait à son tour.
(Als an den Hof die Boufflers kam,
Man sie für Amors Mutter nahm.
Ein Jeder trug nach ihr Verlangen,
Und Jedem gab sie sich gefangen.)

Sie hatte den Grafen von Tressan im Verdacht, der Verfasser des Gedichtes zu sein, und sagte zu ihm: „Kennen Sie das Gedicht?" Es ist so hübsch gemacht, daß ich dem Verfasser nicht blos verzeihen, sondern ihn sogar küssen möchte.

Wie der Rabe in der Lafontainischen Fabel geködert, sagte der Graf Tressan: — „Nun gut, Frau Marschallin, ich bin es!"

Darauf regalirte sie ihn mit einer Ohrfeige.

— Aber, mein Prinz, wem soll denn hier das Recht zustehen, die Wahrheit zu sagen, wenn nicht Ihnen?"

— „Ja gewiß, das ist schon das Vorrecht meines Alters."

Ich beeilte mich, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben; denn der gute Prinz kam beständig auf diesen Gegenstand seines ewigen Verdrusses zurück. Genöthigt, den Berühmtheiten von neuerem Datum den Vorrang zu lassen, äußerte er sich darüber mit Betrübniß, aber ohne Bitterkeit. Ich sprach mit ihm von seinen militairischen Werken, welche er besonders liebte und auf die er einen besondern Werth legte. Die Nachwelt indeß hat anders darüber geurtheilt. Sie hat seine Ansprüche auf Berühmtheit nur in Betreff sinnreicher Einfälle, seiner treffenden Bemerkungen über die Gesellschaft, über die Sitten und schönen Wissenschaften, die unaufhörlichen geistreichen Spiele seiner glänzenden Einbildungskraft anerkannt. Sein Soldatenthum ist heut zu Tage ganz vergessen: man bewundert in ihm stets nur den muntern, boshaften Schriftsteller, den unpartheiischen geistvollen Beurtheiler.

„Ich habe meine Werke," sagte er, „meiner Compagnie der Leibgarde vermacht. Es sind die Beobachtungen eines alten Soldaten, dessen Erfahrung

man für unnütz erachtet hat. Wenigstens wird man nach meinem Tode Nutzen daraus ziehen."

Gewiß, der Prinz war in einer der verdrießlichsten Stimmungen, welche ihn von Zeit zu Zeit befielen, gleichsam, um seiner jugendlichen Munterkeit das Gegengewicht zu halten.

Sein Antlitz verdüsterte sich: er ergriff meinen Arm, und wir machten einen Gang durch den Saal. Dann ging er weg, und ich begleitete ihn schweigend nach seiner Wohnung auf dem Walle.

Am andern Tage, als ich zu ihm ging, fand ich ihn gegen seine Gewohnheit schon aufgestanden und in seiner Bibliothek, welche zugleich sein Schlaf- und sein Empfangzimmer war, und die er scherzhaft die oberste Sprosse in seinem Papageienbauer nannte.

„Sie kommen," sagte er, „gerade recht, um mein Gedicht zu hören. Vernehmen Sie also diese poetische Ergießung."

Darauf sang er mir mit einer noch starken Stimme die Kleinigkeit vor, welche er „der Congreß der Liebe" betitelt hatte, und die bald in allen Gesellschaftskreisen Umgang fand und von den Monarchen selbst zu wiederholten Malen recitirt wurde *).

---

*) Man wird nicht ungern das Original dieses

„Nehmen Sie diese Abschrift mit," sagte er zu mir, „dieses Geschenk wird, wie ich denke, meinen Nachlaß nicht wesentlich verringern. Derselbe Fall wird es mit zwei Manuscripten sein, an denen ich eben die letzte Hand anlege: das eine enthält die unglücklichen Feldzüge der Oesterreichischen Armeen in den ersten Jahren während der französischen Revolution, das zweite handelt von den italienischen

---

Liedes hier mitgetheilt finden, welches der edle Greis vierzehn Tage vor seinem Tode verfaßt hat.

Premier Couplet.

Après une longue guerre,
L'enfant ailé de Cythère
Voulut en donnant la paix
Tenir à Vienne un Congrès.
Il convocque en diligence
Les dieux qu'on peut réunir,
Et par une contredanse
On vit le Congrès s'ouvrir.

2me.

Au bureau de Terpsichore
Des le soir jusqu' à l'aurore
On agitait les débats
Sur l'importance d'un pas.
Minerve dit en colère:
Cessez au moins un instant,
Si vous ne voulez pas faire
A Vienne un Congrès dansant. —

Feldzügen bis zur Schlacht von Marengo. Alle beide werden nicht ohne Interesse sein."

„Aber bei dieser Gelegenheit, während ich mich

3me.

Venus et la Jouissance
Qui savaient bien que la danse
Ajoutait à leurs appas,
Voulaient qu'on ne cessât pas.
La Sagesse doit se taire,
Dit en riant le Plaisir,
A Vienne l'unique affaire
Est de traiter le plaisir.

4me.

A ces mots on recommence,
Les masques entrent en danse,
Mars, Hercule, Jupiter
Valsent un nouveau landler.
Sondain Minerve en furie
Dit dans son courroux: je crois
Qu' à ce Congrès la Folie
Présiderait mieux que moi.

5me.

Taisez-vous, Mademoiselle,
Lui dit l'enfant infidèle,
Laissez les propos oiseux
Et livrez-vous à nos jeux.
Assez longtemps sur la terre
Votre soeur nous fit gémir,
Laissez-nous après la guerre
Respirer pour le plaisir.

beschäftige, den Congreß zu besingen, was wird aus ihm? Bringen Sie mir etwas Neues?"

— „Nichts, mein Prinz: man hört gar nichts in der Gesellschaft. Die Wahrheit zu sagen, beschäftigt man sich wenig damit. Aber man spricht sehr viel von dem Balle, welchen der Kaiser Alexander im Hause der Gräfin Razumowska zu geben beabsichtigt am Katharinentage, dem Namenstag der Herzogin von Oldenburg."

— „Natürlich, es ist nöthig, daß die armen

6me.

A l'instant à la barrière
Pour entrer dans la carrière,
S'offrent trente chevaliers
Le front couverts de lauriers.
On lisait sur leurs bannières
Ces mots: loyal et fidel,
Ce sont les chargés d'affaire
Du Congrès au carroussel.

7me.

Enfin de tout on se lasse:
Les bals, les jeux et la chasse
Avaient été discutés
Et resumés en traités.
Que ferons-nous d'avantage,
Til l'amour? Donnons la paix
Et cessons de badinage
En terminant le Congrès.

Könige ihre Ferien ordentlich genießen; aber ich zweifle sehr, daß Jeder von ihnen am Ende dieser Feste jeden Abend dasselbe sagen kann, was Joseph II. zu sagen pflegte. Wenn er den ganzen Tag an den Umgestaltungen gearbeitet hatte, welche seinem Namen Unsterblichkeit verschaffend das Glück seinem Reiche sicherten, schlug er sich leicht auf die Wange und sagte zu sich: „Nun gehe schlafen, Joseph, ich bin mit deinem Tagewerk zufrieden.“

„Haben Sie in diesem Kreuzfeuer von Ansprüchen von einer Reklamation andrer Art gehört? So geringfügig sie auch ist, so beschäftigt sie die Archonten des Congresses doch. Es ist nämlich eine Denkschrift von Luigi Buon-Campagni, Fürsten von Lucca und Piombino eingelaufen, welche die Oberherrschaft der Insel Elba zurückverlangt, und es sehr unzeitig findet, daß man Napoleon damit bekleidet hat. Seine Forderung stützt sich auf ein Dokument, durch welches der Kaiser Ferdinand bekennt, von einem seiner Vorfahren, Nicolo Ludovisi, Herzog von Venosa, über eine Million Gulden für die Belehnung mit Piombino und der Insel Elba empfangen zu haben. Auf diese Weise wird der Unterdrücker der Welt noch von einem andern Robinson bedroht, abgeführt zu werden. Wenn Luigi Buon-Campagni sich auf die Rolle Freitags beschränken wollte, so könnte man sich noch einigen. Was kann

man nicht über dies Ereigniß auf dem Congresse sagen, so unerheblich es auch scheinen mag! Wie seltsam wäre es, wenn der Mann, welcher eben noch Kronen austheilte, nicht einmal auf einer unbekannten Insel haben sollte, da er sein Heldenhaupt hinlegen kann!"

Auf sein Lieblingsgespräch übergehend, begann er vom Kriege zu reden: er war noch immer Enthusiast bei diesem Thema, als sei er ein junger Mann von zwanzig Jahren. Seine hohe, schöne Gestalt richtete sich auf, seine Augen strahlten mit lebhafterem Glanze.

„Denken Sie nicht, mein Kind, daß ich seit zwei Tagen mich blos mit Versen oder Epigrammen über den Congreß beschäftigt habe: Sie sehen hier diese drei Bände; ich habe die ganze Nacht damit zugebracht, sie zu lesen."

Er zeigte mir ein militairisches Werk mit dem Titel: Strategische Prinzipien, angewandt auf die Feldzüge von 1796 in Deutschland, welches der Verfasser, der Erzherzog Karl, ihm zugeschickt hatte.

„In diesem, die merkwürdigsten Einzelnheiten und die durchdachtesten Ansichten enthaltenden Werke habe ich nur einen Vorwurf gefunden, welchen ich dem Verfasser zu machen habe, nämlich, daß er sich selbst mit zu großer Strenge beurtheilt. Niemals wird man dem Erzherzog Karl sein außerordentliches mili-

tairisches Talent bestreiten: aber er verbindet damit eine solche Bescheidenheit, eine solche Einfachheit des Wesens, daß man es kaum mit seinem Ruhm in Einklang bringen kann. Nicht blos ist er der größte Heerführer Oesterreichs, sondern er wußte auch mehr als ein Mal dem Genie Napoleons das Gegengewicht zu halten. In Beziehung auf seinen Muth, seine Kunst, sich Gehorsam zu verschaffen und sich gefürchtet zu machen, gleicht er dem großen Friedrich; an Tugend, Pflichttreue, hoher Rechtschaffenheit ist er ein leibhaftes Ebenbild des Prinzen Karl von Lothringen. Die Offenheit seiner Seele ist ihm auf die Stirne geschrieben. Vor einiger Zeit versuchte ich es, eine Schilderung in Versen von ihm zu entwerfen; ich ließ sie ihm incognito zustellen, da ich weiß, wie sehr direktes Lob ihm mißfällt. Er rieth auf mich als Verfasser, ich weiß nicht, woher. Ohne Zweifel hatte mein Herz die Stelle des Geistes dabei vertreten, und ich vermuthe, daß er zur Erwiederung mir sein Werk zugeschickt hat. Ich habe die Lesung desselben eben beendet: es wird jedenfalls klassisch werden, denn die allgemeine Bewunderung folgt gern einer öffentlichen Person, deren edlen und großen Charakter man kennt."

Darauf sprach er von den berühmten Feldherren seiner Zeit, von ihren glänzenden Thaten, und meine Seele wurde ganz von der Wärme der seinigen durch-

drungen. Die Unterredungen mit solchen Männern belehren viel mehr und eindringlicher und sprechen lauter als ihre Bücher. Da ich mit der größten Sorgfalt die literarischen Fragmente sammelte, welche der Feder dieses vielseitigen Mannes entsprungen sind, der auf alle Arten von Ruhm Anspruch hatte, so bat ich ihn, mir seine Werke auf den Erzherzog Karl zu geben, und fügte sie der kostbaren Sammlung bei, die ich von ihm besaß.

„Auf baldiges Wiedersehen bei der Gräfin Razumowska, da wir doch nun einmal vom Vergnügen geleitet mitten unter Festen, Spielen und auf Bällen das große Ergebniß dieser weisen Versammlung weiter fördern. Wahrscheinlich wird einst der Tag erscheinen, wo sie uns gestatten wird, über die Geschicke Europa's etwas zu erfahren. Freilich die Erfahrung wird weder vom Ehrgeize noch von den Leidenschaften zu Rathe gezogen, und unsre Zeit scheint sehr schnell eine noch so frische Vergangenheit zu vergessen.“

„Ich trenne mich von Ihnen, um in dem Kapitel des Maria-Theresia-Ordens*) den Vorsitz zu

*) Um diesen Oesterreichischen Militairorden zu bekommen, welcher gewiß einer der ersten in Europa ist, muß man auf eigenen Antrieb ohne einen Befehl seines Oberen den Ausgang eines Gefechtes oder einer Schlacht

führen: es wird heute der General Uwarof aufgenommen; dann gedenke ich zum Diner bei Ihrem großen Diplomaten zu gehen."

Seit der Frost den Fußgängern verwehrte, in den Alleen des Praters spatzieren zu gehen, versammelte man sich tagüber auf dem Graben. Eine Menge von Neuigkeitskrämern war auf diesem öffentlichen Platze, und in Ermangelung von wirklichen Neuigkeiten unterhielt man sich von politischen Gerüchten und Hofanekdoten, welche häufig aufs merkwürdigste entstellt waren. Man lebte zu jener Zeit so wenig in seiner Wohnung, daß man am Abende zu Freunden, welche man aufgesucht hatte, sagen konnte: Ich war auf dem Graben, habe Sie aber nicht dort getroffen, deshalb mußte ich Ihnen schreiben. Der Graben war für die Fremden das, was der St. Markusplatz für die Venetianer. Sie brachten ihr Leben fast dort zu. Es war eine Art Klubb in freier Luft: Jeder nahm dort seine Besuche an und machte seine Visiten; dort ordnete man seine Zeiteintheilung an, gab sich Rendez-vous, um eine Lustpartie oder eine Gesellschaft zu verabreden. Deshalb

---

entschieden haben. Ist das der Fall, so wendet man sich im Bewußtsein seiner Ansprüche an das Ordenskapitel, welches nach vorhergegangener Berathung das verlangte Ehrenkreuz verleiht oder verweigert.

konnte man im eigentlichsten Wortverstande sagen, daß man auf dem Graben gewöhnlich inmitten von Gruppen Müssiggänger und Debattirender lebte.

In Wien gab es noch ein anderes Arsenal von Neuigkeiten, Witzworten, Epigrammen, satyrischen Bemerkungen, eine Art Venetianischer Löwenrachen, jedoch ohne heimliche Denunciationen, oder noch besser, ein dem Morforio, jener römischen Statue, gleichender Ort, zu deren Füßen man sich in Kritiken über die Regierenden und Regierten erging. Es war dies der große Saal im Gasthofe zur Kaiserin von Oesterreich, von dem ich bereits gesprochen habe. Dort versammelten sich alle Tage zur Tischzeit alle Personen von Bedeutung, welche sich der prunkenden Etikette der Diners des Oesterreichischen Hofes entziehen wollten. Dort versuchte man sich, an einem runden Tische Platz nehmend, nicht wie in den alten Zeiten von König Artus Tafelrunde in Herausforderungen, sondern in Aufwand von Geist, Witz und Sarkasmen, indeß Alles durch den gewähltesten Ton des Hofes und vornehmer Gesellschaft gemäßigt.

Die unaufhörlich sich neu darbietende Abwechselung verlieh diesem improvisirten Klubb das lebhafteste Interesse. Unter den gewöhnlichen Gästen bemerkte man den Chevalier de los Rios, Ypsilanti, Tettenborn, Achill Rouen, Koreff, Danilewski, den Fürsten Koslowski, Gentz, den Sekretair des Con=

gresses, den Grafen Witt, den Dichter Carpani, Generale, Gesandte und mitunter selbst Königliche Hoheiten. Der Oberkammerherr Nariskin schleuderte hier seine beißenden Witzworte, und endlich sah man Alles hier, was Wien an politischen, künstlerischen oder gesellschaftlichen Berühmtheiten in sich schloß.

Man konnte, was dort gesprochen wurde, die Chronik des Congresses nennen, ja sogar die Chronik Europas: Alles was damals glänzte oder früher Glanz entwickelt hatte, war der Gerichtsbarkeit dieses kaustischen Wirthshausareopages verfallen.

Der Platz an diesem Tische war nicht sehr theuer, obgleich das Essen der Gesellschaft und der Unterhaltung entsprechend war. Trotz des ungeheuren Zuflusses von Fremden nach Wien, trotz ihrem Rang und ihrem Vermögen waren die Ausgaben daselbst doch nicht übertrieben. Der holländische Dukaten galt zwölf Gulden Schein, was seinen baaren Werth beinahe verdoppelte und in diesem Verhältniß das Vermögen des Fremden erhöhte. Man kann es beurtheilen, wenn man bedenkt, daß diese Pikniks, bei welchen der Tisch sehr reichlich war, mehrere Sorten Wein mit eingerechnet, für die Person nicht über fünf Gulden kamen.

Griffiths und ich, wir nahmen an einem von den Tischen Platz. Man sprach von den Zurüstungen zu dem am folgenden Tage stattfindenden Balle bei

der Gräfin Razumowska, und von der Gunst, welche der Kaiser ihrem Manne hatte angedeihen lassen, indem er ihn zum Fürsten gemacht.

„Er hat ein volles Recht auf diese Auszeichnung," sagte Koslowski, „der neue Fürst hat, seit er unser Gesandter in Wien ist, sich sehr schätzbare Freundschaften zu erwerben gewußt. Bei den letzten Erörterungen über Polen war er es, der das gute Einverständniß wiederhergestellt und die Erbitterung beseitigt hat, welche ernsthaft zu werden drohte."

— „Fügen Sie," sagte der Bevollmächtigte eines kleinen deutschen Fürsten, „noch das mit seiner Erhöhung verbundene Vorrecht hinzu: Während der Nacht kann er nun seinem Wagen Läufer mit Fackeln vorausgehen lassen."

Da der neue Fürst nun einmal auf dem Tapete war, so begann man von seinem Vermögen zu sprechen, das unermeßlich, wie wohl nur ein Theil war von dem des Marschalls, seines Vaters, der von der Gunst der Kaiserin Elisabeth mit Gnaden überhäuft, einer der reichsten Privatleute Europa's geworden war*). Man erinnerte an jenes Abenteuer, welches ihm in Berlin passirte, als der große Friedrich ihm zu Ehren seine in zwanzig Feldzügen siegreichen Truppen manoeuvriren ließ. In Rußland

*) Man schätzte sein Vermögen auf 17,000,000 Rente.

haben alle Aemter einen ihrer Bedeutung entsprechenden militairischen Rang, von der ersten Stufe ab bis zu der obersten: der Marschall hatte seinem schönen Titel zum Trotze niemals einem Kriege beigewohnt.

Als die Manoeuvres beendet waren, fragte der König von Preußen Razumowski: „Sind Sie zufrieden, Herr Marschall?"

— „Sehr zufrieden, Sire, obgleich das Alles gar nicht zu meiner Competenz gehört; ich bin nur ein Civil=Marschall."

— „In der That, Herr Marschall, Sie sind sehr höflich, aber wir kennen keinen solchen Rang in unsrer Armee!" antwortete Friedrich*).

Nun begannen die kleinen politischen Neuigkeiten aufeinander zu folgen und die Gesellschaft zu beleben.

„Die Vermittelung Razumowski's," sagte einer der Gäste, „und seine guten Dienste sind mit dem Fürstentitel nicht zu theuer bezahlt. Der Streit begann, wie man sagt, sich sehr zu verwickeln. Einer der bedeutendsten Europäischen Bevollmächtigten hatte im Verlaufe der Unterhandlungen sich mit Festigkeit über die Absichten Alexanders auf den Polnischen Thron ausgesprochen. Der Großfürst Constantin

---

*) Unübersetzbares Wortspiel: civil heißt zu gleicher Zeit bürgerlich, im Gegensatz zu Militär, und: höflich.

wurde aufgebracht darüber und gab sein Mißfallen durch eine sehr energische Gebehrde zu erkennen. Constantin ging darauf sogleich weg. Einigen wohlunterrichteten Leuten zufolge, sinnt der Diplomat auf eine kleine Rache, und diese wird gewiß sehr merkwürdig sein, denn er ist ein Mann von Geist."

— „Nein: das ist nicht der Beweggrund des plötzlichen Weggehens des Großfürsten. Der bezeichnete Minister hatte an den Fürsten Hardenberg einige Phrasen geschrieben, welche dem russischen Monarchen mißfallen konnten. Durch ein seltsames Mißgeschick geriethen diese Dokumente in Alexanders Hände: und das führte lebhafte Erörterungen herbei. Lord Castlereagh hatte sich Oesterreich angeschlossen, und die Sache nahm eine solche Wendung, daß einer der Monarchen, seine gewöhnliche kluge Zurückhaltung vergessend, seinen Handschuh auf den Tisch warf."

„Will Ew. Majestät den Krieg? hat der englische Bevollmächtigte gesagt."

— „Vielleicht, mein Herr."

— „Ich wußte noch nicht," entgegnete Lord Castlereagh, „daß man gewohnt ist, ihn ohne englische Guineen zu führen. Und der Friede hat trotz aller Mühe, welche sich der neue Fürst gegeben, doch keinen Schritt vorwärts gemacht."

— „Wird der König von Sachsen in seine Staaten wieder eingesetzt werden? Preußen zum Trotz,

das danach lüstern ist? Der König Friedrich Wilhelm ist gegen Herrn von Talleyrand erzürnt. Er warf ihm neulich vor, daß er zu warm die Partei dieses Monarchen nehme, dieses Verräthers, wie er sagte, an der Sache Europas."

— „Verräther," antwortete Talleyrand, „und seit welchem Datum?"

— „Meiner Treu," sagte Jemand, „schon zu Gunsten dieser treffenden Replik sollte man den vortrefflichen Friedrich August Gnade finden lassen."

— „Er hat ein besser Theil ergriffen," antwortete einer der Gäste. „Irgend ein unangenehmes Ereigniß befürchtend, hatte der gute Fürst sich einen kleinen Reservefond angehäuft, jetzt hat er einige Millionen davon benutzt zu Gunsten zweier in Wien sehr einflußreicher Personen. Der goldne Schlüssel wird ihm die Pforten seines Königreiches viel schneller öffnen als alle Protokolle des Congresses."

Man sprach darauf von Lord S. und von einigen schlimmen Abenteuern, die ihm seine übertriebene Geckenhaftigkeit zugezogen haben sollte.

— „Seit einigen Tagen," begann einer der Gäste, „sehen wir Mylord und seine kostbare Equipage nicht mehr; man sagt, er sehe etwas entstellt aus. Auf der Donaubrücke hat Seine Excellenz mit zwei Fiakerkutschern Streit bekommen, stieg sofort von seinem Sitze herab, und begann die Fäuste umeinander schwin-

gend, seine Gegner zum englischen Faustkampf herauszufordern. Aber der Wiener Kutscher kennt die Kunst des Boxens wenig und übt sie nicht leicht aus. Unsere beiden Automedone hatten sich wacker mit ihren Peitschen bewaffnet und erst mit der Schnur, nachher mit dem Stiele einen Hagel von Schlägen auf Mylord regnen lassen, ohne Rücksicht auf sein schönes Gesicht zu nehmen; darauf ließen sie ihn halb todt geschlagen auf dem Pflaster liegen und verschwanden mit der ganzen Schnelligkeit ihrer Pferde."

— „Mylord hat Unglück, aber seine Geckenhaftigkeit ist wahrhaft unverbesserlich, neulich beim Hinausgehen aus dem Theater stieg vor ihm die Tochter der Gräfin C. die Treppe hinab. Die Menge drängte sich wogend, und in dem Getümmel erlaubte er sich gegen diese junge und unschuldige Dame eine von den unverschämten Vertraulichkeiten, welche nur blutig gerächt werden. Sie aber, ohne die Fassung zu verlieren, kehrte sich plötzlich um, gab ihm eine Ohrfeige, und bewies ihm so, daß man die Unschuld und Schönheit nicht unbestraft beleidigt. Man lacht darüber, wie über alles was Mylord passirt, denn nichts eignet sich mehr für das Gelächter als die Eitelkeit."

„Haben die Abgesandten von Genua endlich eine Audienz erhalten, oder sind sie abermals vor allen diplomatischen Thüren abgewiesen worden, an welche sie geklopft haben?"

— „Sie müssen sehr zufrieden sein: des Kampfes müde hat sie Herr von Metternich endlich angenommen, und mit Artigkeit überhäuft: sie haben verlangt einen unabhängigen Staat zu bilden. Der Minister hat ihnen bis zu Ende zugehört; und beim Schlusse ihrer Rede hat er ihnen erklärt, daß Genua Piemont einverleibt werden würde. Unsere Genueser haben sich bitter darüber beschwert. Herr von Metternich entgegnete ihnen, es sei das eine beschlossene, unwiderruflich beschlossene Sache, und hat sie darauf mit einer Menge Artigkeiten verabschiedet. In der That, er hätte ihnen ihre wohlstudirte Rede gleich ersparen können.“ —

„Die Herzogin von . . . welche eifersüchtig darauf ist, daß die Fürstin von . . . aus ihrem Geliebten einen Gesandten gemacht, hat den ihrigen zum General ernennen lassen, obgleich er niemals den Krieg gesehen. Es ist wahr, durch die tiefe Weisheit des Congresses wird ja in Zukunft allen etwa zu erwartenden Kriegen von vorn herein ein Ende gemacht werden.“

— Die Liebe verdreht wohl noch andern Häuptern die Köpfe. Eine hohe Person hat auf dem Walle eine Wiener Grisette gesehen und sich durch ihre Frische, durch ihre feine und zierliche Taille verführen lassen. Es ist eine wahrhafte Leidenschaft, er überhäuft seine leichte Eroberung mit Geschenken und

vergaß seine Rolle als Souverain so weit, daß er ihr sein Portrait mit Diamanten besetzt schenkte; zu andern Zeiten würden die vornehmen Damen darüber gemurmelt haben."

Man sprach darauf von den Bällen der Lady Castlereagh, und von der entschiedenen Neigung Mylord's zum Tanze.

„Diese Neigung läßt sich sehr wohl erklären, sagte einer der Anwesenden; sie paßt für alle Zeiten und für jedes Alter. Sokrates lernte von Aspasia tanzen, und in seinem sechs und funfzigsten Jahre tanzte Cato der Censor noch häufiger als seine Herrlichkeit."

— Aber es ist zu bezweifeln, daß weder der eine noch der andere lächerlich gewesen sei. Dieser lange Körper, welcher nach dem Takte seine langen magern Beine schwingt, gewährt das unterhaltendste Schauspiel. Welche reiche Fundgruben für die englischen Zeichner, welche sich in der Karikatur auszeichnen; warum sind sie nicht in Wien?

— Mindestens kann der Tanzmeister seiner Herrlichkeit, wenn er ihn als Premier-Minister sieht, nicht sagen, was der des Herzogs von Oxford sagte, als er erfuhr, daß Elisabeth seinen Schüler zum Großkanzler gemacht habe:

„In der That, ich weiß nicht was für ein Verdienst die Königin an diesem Barkley hat finden können, ich habe ihn zwei Jahre lang unter den

Händen gehabt, und niemals etwas aus ihm machen können."

— Trotz der bestimmten Erklärung der Souveraine, welche unter sich den Vortritt und den Rang nach dem Alter bestimmt haben, beginnen doch die Streitigkeiten darüber alle Tage aufs Neue. Die, welche zwischen dem Minister von Würtemberg und dem Minister von Hannover stattfand, war freilich ohne Erfolg, sie hat kein anderes Ergebniß gehabt als die Ungnade des Würtembergers und seine Ersetzung durch den Grafen Winzingerode. Aber der Streit der Fürstin von B. mit der Fürstin C. ist von ganz anderer Wichtigkeit, die eine behauptet den Vortritt vor der andern zu haben, weil ihr Gemahl ein älterer Reichsfürst ist, als der der andern.

— Es giebt ein sehr einfaches Mittel, diese Debatte sogleich abzuschneiden: man wende auf diese Damen die von den Souverainen angenommene Regel an, man frage wer die ältere sei, und keine wird den Vortritt haben wollen.

Ein seltsames Gegenstück zu dem Abenteuer Vatel's, dessen Verdruß und Tod Frau von Sevigné unsterblich gemacht hat, ist hier passirt, der Koch von Chantilly hat sich getödtet, weil es ihm an Seefischen gefehlt hatte, der Baron . . . weil er zu reichlich gegessen.

— Was ist das für eine närrische Geschichte bei Gelegenheit eines so traurigen Ereignisses?

— Ja, entgegnete der Erzähler, der arme Hingeschiedene ist nur gestorben, weil er eine Unannehmlichkeit, von der man nach wenigen Minuten nicht mehr gesprochen hätte, zu ernsthaft genommen hatte. Sie kannten alle diesen bevollmächtigten Minister einer Macht, welche man bei wichtigen Erörterungen des Congresses beinahe gar nicht gewahr wird. Von allen Mitgliedern der Diplomatie war er der größte Sklave der Form. Er hatte bei Hofe gespeist und ging vom Eßsaale in den Salon, wo er bemerkte, daß er von allem, was hier die Kunst der Köche dem delicaten Gaumen der Könige darbietet, unmäßig viel genossen hatte, er wollte sich zurückziehen, ohne Zweifel um vermittelst einer großen Masse von Thee die Mischung von köstlichen Giften hinabzuwaschen, welche in seinem Magen rebellisch wurden. Plötzlich aber packte ihn der Marschall Trautmannsdorf und sagte zu ihm:

„Baron, Sie sind als Parthner der Königin von Baiern bezeichnet, Ihre Majestät wartet, dort ist Ihr Platz.“

Die Gefühle des armen Diplomaten sind zwischen der Ehre getheilt, welche man ihm anthut, der Pflicht, welche diese Ehre ihm auferlegt, und der Furcht vor großen Unannehmlichkeiten, welche er voraus sieht. Unglücklicherweise wiegt der Höflings=

geist in ihm vor, er setzt sich nieder und beginnt das Whist mit dem Großherzog von Baden, einer Prinzessin von C. und Ihrer Majestät von Baiern. Sogleich spannen unerträgliche Schmerzen ihn auf eine erst physische und dann moralische Folter. Dem Beispiele des Herzogs St. Simon folgend, der, wie man weiß, in einer ähnlichen Schlinge gefangen war, rechnet er gleichfalls auf die Kraft seiner Natur, aber der rebellische Körper trägt den Sieg davon, spottet seiner Anstrengungen, und verräth bald die Qualen des inneren Kampfes. Jemehr der unglückliche Baron litt, jemehr versuchte er es, gleichgültig zu scheinen. Man kann sich denken, daß der Stuhl, auf dem er saß, für ihn ein wahres Prokrustenbett war. Aber sein Gesicht verrieth sein Geheimniß nicht, wogegen das der am Tische sitzenden hohen Personen sich auf sehr komische Weise verzog, und einen mitunter so empörten Ausdruck annahm, daß der Contrast höchst merkwürdig sein mußte. Plötzlich aber wurde die Atmosphäre so unerträglich, daß die Königin aufstand und rief: „Hier ist die Pest, lassen Sie die Fenster öffnen!“

Der unselige Diplomat hatte seine Qualen doch nicht so verhehlen können, daß man nicht gewahr geworden wäre, er allein sei der Schuldige. Sobald die Königin aufgestanden ist, entwischt er, die Diners bei Hofe, das Whist bei Hofe, und den Hof-

zwang verwünschend. Er kehrt in Verzweiflung nach Hause zurück, und statt einer Klystierspritze, welche ihm das Leben gerettet hätte, nimmt er eine Pistole, und schießt sich damit vor den Kopf.

Jeder beklagte das tragische Ende dieses gewissenhaften Barons, den man gewöhnlich Herrn von Etiquette nannte, aber dessen herzliches Lächeln und stets höflichen Gruß man liebte, sowie die Art und Weise, mit welcher er auf Jemand zutrat und fand, daß er unveränderlich sehr wohl aussähe.

„Ihr großer Diplomat," sagte ein anderer Gast zu mir, „hat gestern in Uebereinstimmung mit den andern Bevollmächtigten einen neuen Souverain gemacht." —

— „Sollte das der Prinz Eugen sein?" rief ich aus.

— „Nein, durchaus nicht, es ist der Käse von Brie."

— „Welcher Scherz!"

— „Es ist doch nicht so spaßhaft! Was ich sage, ist ernsthaft, und beweist Ihnen, ein wie glücklicher Zauberer ein treffender Einfall ist. Man wär bei Herrn von Talleyrand zum Diner, beim Dessert waren alle politischen Fragen erschöpft, man kam auf den Vorzug der verschiednen Käse zu sprechen. Lord Castlereagh rühmte den Stilton, Aldini den Stracchino von Mailand, Zeltner den Griers aus der

Schweiz, der Baron Falk, holländischer Minister, seinen Limburger Käse, welcher durch die leidenschaftliche Vorliebe Peters des Großen unsterblich geworden ist. Man war ebenso unentschieden darüber, als über die Frage in Betreff des Thrones von Neapel, welcher, der einen Partei zufolge, Mürat genommen werden, nach der Meinung der andern aber ihm verbleiben sollte. Ein Kammerdiener tritt herein und verkündet dem Herrn von Talleyrand die Ankunft eines Couriers aus Frankreich."

„Was bringt er?" sagte der Fürst.

— „Depeschen vom Hofe und Käse von Brie."

— „So bringe man die Depeschen in die Canzlei, und setze sogleich einen von den Käsen auf den Tisch."

Der Befehl wird ausgeführt.

„„Ich habe mich enthalten, so eben ein Produkt des französischen Landes zu rühmen, aber beurtheilen Sie es selbst, meine Herrn."" Der Teller geht die Reihe herum, man kostet, man beredet sich darüber, und der Käse von Brie wird zum König der Käse ausgerufen."

Dieser Spaß schloß die Unterhaltung, und wir trennten uns; Griffiths und ich, wir sollten uns nach einem Feste begeben, das der Baron Arnstein auf der Mehlgrube gab.

Zu jener Zeit wollten die ersten Banquiers Oester=

reichs nicht weniger für die vornehmen Gäste des Congresses thun, als der Hof. Freilich ließ der Zusammenfluß von reichen Fremden durch ihre Hände ungeheure Summen gehen, von denen ein guter Theil ihnen blieb. Unter den Häusern der Finanzfürsten citirte man neben Arnstein die Geymüller, Eskeles und den Grafen Fries; ihre Häuser waren fortwährend den Fremden geöffnet, der unerhörte Luxus ihrer Gastfreiheit konnte nur durch die Liebenswürdigkeit des Empfangs übertroffen werden. Das Haus des Grafen Fries, am Josephsplatze gelegen, war eins der schönsten von Wien, und wetteiferte mit den herrlichsten Palästen. Man rühmte eben so wohl sein unermeßliches Vermögen als die Eleganz seiner Person und die Umgänglichkeit seiner Manieren.

Die Feste, welche in diesen Häusern gegeben wurden, machten sich unter allen denen des Congresses bemerklich, und das will nicht wenig sagen, denn ein jeder Tag sah ein neues Wunder dieser Art sich begeben.

Der Baron Arnstein hatte, so zu sagen, sich selbst übertroffen. Die seltensten Blumen, allen Klimaten entlehnt, schmückten die Treppen, die Salons, die Tanzsäle mit reichstem Farbenglanze und ausgezeichnetstem Dufte. Tausende von Kerzen und Spiegeln, Gold und Seide glänzten überall. Eine ausgezeichnete Musik, wie man sie damals nur in Wien

hören konnte, bezauberte das Ohr. Es war mit einem Worte eins der unvergleichlichen Resultate, welche der Reichthum erlangt, wenn er vom Geschmacke unterstützt wird.

Die vornehmste Gesellschaft von Wien drängte sich in den Salon, alle einflußreichen Personen des Congresses, alle Fremde von Auszeichnung, alle Häupter der fürstlichen Häuser waren anwesend, es fehlten eigentlich nur noch die Souveraine. Das Auge fand entzückt alle die reizenden Frauen wieder, in deren Besitz Wien seinen Stolz setzte, und welche die Seele und der schönste Schmuck dieser ausgezeichneten Feste waren.

Mitten unter diesen aristokratischen Schönheiten glänzte, ohne die Concurrenz zu fürchten, die Baronin Fanny Arnstein, mit Unermüdlichkeit den Fremden entgegenkommend, und Madame Geymüller mit dem ätherischen Wuchse, dem zu Ehren man sie die Tochter der Luft nannte.

Die Soiree begann mit einem Concerte. Man braucht darüber nur zu sagen, daß es von den ersten Künstlern Wiens ausgeführt wurde.

Auf das Concert folgte ein Ball und dem Balle ein Souper, bei welchem der Baron sich ein Vergnügen daraus gemacht zu haben schien, alle Jahreszeiten und alle Entfernungen als nicht vorhanden darzustellen. Er hatte die Erzeugnisse aller Länder

und aller Klimas vereinigt. Die Säle waren mit Bäumen geschmückt, die mit reichen Früchten beladen waren. Es nahm sich merkwürdig aus, mitten im Winter wie in einem Garten der Provence Kirschen, Pfirsichen und Aprikosen pflücken zu sehen. Ein Raffinement des Luxus, das hier zum ersten Male an den Tag gelegt wurde.

Endlich zogen wir uns zurück, weniger erstaunt über die unerschöpfliche Abwechselung der Wunder, als über die unersättliche Begierde nach Vergnügungen.

VII.

Fest des Kaisers Alexander zu Ehren der Großherzogin von Oldenburg. — Der Kronprinz von Würtemberg. — Der russische Tanz. — Der Dichter Carpani und der Prinz von Ligne. —

Der Palast des Fürsten Razumowski strahlte von Lichtern, eine ungeheure Menge von eingeladenen Personen belagerte den Eingang. Der Kaiser Alexander hatte ihn sich von seinem Gesandten geliehen, um darin den Souverainen ein Fest zu geben und den Namenstag seiner vielgeliebten Schwester Katharina von Oldenburg zu feiern. Diese reizende Prinzessin erregte das lebhafteste Interesse in allen Gesellschaften, auf den Promenaden war der Kronprinz von Würtemberg stets an ihrer Seite.

Die Liebe war dieser weisen, anmuthigen, so sinnreich koquetten Taube eine Belohnung schuldig, um sie für die Entsagungsepisode ihrer ersten Heirath zu entschädigen. Im Jahre 1809 war die Rede gewesen von einer Verbindung zwischen Frankreich und Rußland, welche den Frieden befestigt haben würde.

Die Schwester des Czaren sollte das Pfand für dieselbe sein. Napoleon, welcher zu jener Zeit mit gutem Rechte auf die Freundschaft Alexanders rechnen konnte, ließ in dieser Beziehung diplomatische Schritte machen. Der russische Monarch gab seine Einwilligung ohne Mühe, aber plötzlich erhob sich ein Hinderniß, an das man nicht gedacht hatte, es war das die unüberwindliche Abneigung der Kaiserin Mutter gegen Napoleon, welche des Letzteren hochherziges Betragen gegen ihren Sohn wohl hätte besiegen können. Sobald Alexander seine Mutter um ihre Meinung über diese Heirath befragte, indem er dabei zugleich durchblicken ließ, daß sie seine eigene Billigung habe, antwortete sie ihm, sie sei bereits unmöglich, denn schon seit zwei Tagen habe der Großherzog von Oldenburg, dem sie die Hand Katharinens versprochen, ihr Wort bekommen. Alexander hatte bei so vielen edlen und schönen Eigenschaften auch noch die bewunderungswürdige, daß er einer der gehorsamsten und ehrfurchtsvollsten Söhne war: er machte deshalb keine Einwendungen, die Unterhandlungen wurden abgebrochen, die Verbindung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin geschlossen und die Insel Elba hatte einen zukünftigen Beherrscher.

Einem Gefühle politischer Abneigung zum Opfer gefallen, wurde Katharina Herzogin von Oldenburg,

und hielt in Twer, einer hübschen Stadt zwischen Moskau und Petersburg, ihren kleinen Hof, welcher an die Höfe von Ferrara und Florenz zu den glänzendsten Zeiten ihrer Kunstbedeutung erinnern konnte. Aber die Künste sind nicht alles für das Glück eines Weibes. Mit einem Manne vereinigt, den sie nicht lieben konnte, seufzte die Großherzogin, man beklagte sie erst, und gewöhnte sich nachher an ihre Leiden. Um ihre angenehmsten Träume zu verwirklichen, ereignete sich von der einen Seite der Tod ihres Mannes, und andererseits gewann sie die Liebe eines jungen tapfern galanten Prinzen, welcher auf den Stufen zum Throne stand.

Durch einen seltsamen Zufall war der Kronprinz von Würtemberg gleichfalls gezwungen gewesen, eine Ehe gegen seine Neigungen einzugehen. Der Wille Napoleons, welcher damals über den Geist des Königs seines Vaters alles vermochte, hatte ihm eine bairische Prinzessin aufgedrungen, um durch dieses Bündniß allen Verstimmungen zwischen den beiden Höfen ein Ende zu machen. Seit den ersten Tagen ihrer Ehe hatte eine fortwährende Kälte und eine unbesiegbare Abneigung zwischen den beiden Gatten geherrscht, deshalb wurden sie auch nach dem Sturze Napoleons gleich geschieden, und die Prinzessin Charlotte von Baiern ging wieder zu dem König ihrem Vater zurück. Von einem Gatten verkannt, dessen Neigungen sie nicht hatte gewinnen können, beschwerte

sie sich niemals darüber, und nie verläugnete sie ihre englische Sanftmuth und ihre unveränderliche Güte.

Später wurde die Kaiserkrone von Oesterreich ihr zu Theil, und sie wurde berufen, einen der ruhmvollsten Throne Europas einzunehmen. Als ihr früherer Gatte die unverhoffte Erhöhung einer Frau erfuhr, welche er von sich zurückgestoßen und deren edles Herz er kannte, rief er aus:

„Ach, nun werd' ich einen Freund mehr am Wiener Hofe haben.“

Katharina von Rußland und Wilhelm von Würtemberg waren also alle Beide frei geworden, und die heftigste gegenseitige Liebe bemächtigte sich ihrer Herzen, welche, so lange Zeit durch Zwang zurückgedrängt, um somehr den Reiz dieses Gefühles zu würdigen gelernt hatten.

Wie oft habe ich sie in den dunklen Alleen des Praters, am Ufer des majestätischen Flusses, der ihn bespült, das Geräusch des Hofes fliehen und sich ohne Zwang dem Gefühle hingeben sehen, welches sie belebte. Dort vergaßen sie die Größe und den Schimmer, waren einfach wie die sie umgebende Natur, und kosteten im Geheimnisse eines vertraulichen Gespräches die Reize einer Verbindung vorher, welche alles Glück zu versüßen schien! Der Prinz war jung, wohlgebildet, von edlem Charakter und glänzender Tapferkeit; die Großherzogin höchst

ausgezeichnet durch die Anmuth ihres Geistes und ihrer Person. Mitunter störte ein Dritter die Süßigkeit dieser Einsamkeit zu Zweien, ohne daß seine Gegenwart indeß lästig erschien; dieser Freund war ein Bruder, und dieser Bruder Alexander, den damals mit ihrer Gunst zu überhäufen, Ruhm und Glück wetteiferten.

Das Fest, welches der Czar zu Ehren dieser reizenden Schwester gab, war seiner brüderlichen Zärtlichkeit und der Frau würdig, die der Gegenstand desselben war. Alle Souveraine, alle berühmten Gäste des Congresses, befanden sich dort, unter ihnen sah man von vornehmen Russen den Grafen Nesselrode, die Fürstin Gagarin, Dolgorucki, Galitzin, den Grafen Capo d'Istria, den Oberkammerherrn Nariskin, die Generale Kutusow, Suwarof; den Fürsten Trubetzkoy, die beiden Fürsten Volkonsky, die Fürstinnen Suwarof, Bagration, Gagarin und viele andere durch ihre Schönheit wie durch ihre glänzenden Manieren gleich ausgezeichnete Damen. Ich fand daselbst alle moskowitische Pracht wieder, die ich in Petersburg, Moskau und in Tulczim bei der Gräfin Potocka gesehen, wo das Jahr aus drei hundert fünf und sechzig Festen bestand.

Die Salons des Fürsten Razumowski waren tageshell erleuchtet. Eine große Reitbahn war in einen Ballsaal umgestaltet worden. Um Abwechse-

lung in das Vergnügen zu bringen, hatten die kaiserlichen Operntänzer ein russisches Fest vorbereiten müssen, dessen Einzelnheiten mit der kleinlichsten Genauigkeit wiedergegeben wurden. Während des Tanzes traten sie als Zigeuner verkleidet ein und führten Tänze aus, mit welchen die Abkömmlinge der Pharaonen die reichen wollüstigen Feste der Bojaren verschönen. Diese Tänze mit ihren anmuthigen Bewegungen und malerischen Gruppen sind nach Griffiths, des großen Reisenden, Meinung schöner noch als die Tänze der indischen Bajaderen.

Der Ball hatte mit der unvermeidlichen, gleichförmigen Polonaise begonnen. Aber was einen ganz besonderen und der Gelegenheit anmuthig angepaßten Charakter trug, war der von einer der Damen der Kaiserin Elisabeth und dem Grafen General O . . . ausgeführte russische Tanz. Beide waren in russische Tracht gekleidet. Der Graf trug die Kleidung eines jungen Moskowiters mit enganschließendem Kaftan, einen Gürtel von Kaschemir, einen Hut mit breiten Krämpen und Handschuhe ähnlich denen der alten Ritter: seine Tänzerin war wie eine südliche Russin gekleidet, deren Kostüm an Zierlichkeit und Reichthum mit allen Nationaltrachten wetteifern kann. In den Haaren, die vorne gescheitelt und hinten in lange herabfallende Zöpfe gekleidet waren, trug sie ein ganz mit Perlen und Edel-

steinen gesticktes Diadem. Dieser Schmuck stand mit dem übrigen Theile der Kleidung in Einklang, die wie immer aus Stoffen von glänzenden Farben zusammengesetzt war.

Nichts ist anmuthiger als der russische Tanz. Man denke sich eine Pantomime, welche die Begierde des Mannes darstellt, und die schüchterne Zurückhaltung eines jungen Mädchens, das mit ihrem Herzen kämpft: sie flieht, wendet sich dann wieder um, und flieht dann wieder. Es ist die Galathee des Virgil. Die verschiedenen Figuren dieses Tanzes, die Stellungen, die Gefühle, die er ausdrückt, Alles das wurde von den beiden Darstellern mit einer Anmuth und Wahrheit wiedergegeben, welche einstimmigen Beifall erwarb.

Nach dem russischen Tanze kam die Mazurka, eiue Art Masowische Quadrille. Unter allen Gesellschaftstänzen giebt es keinen, der mehr Beweglichkeit erfordert, und dessen Bewegungen malerischer wären. Endlich, damit nichts der Pracht des Festes fehlte, zog man nach der damals in Wien herrschenden Mode eine Lotterie. Ein dem Anscheine nach unbedeutender Zufall gab derselben ein unerwartetes Interesse. Die Sitte erforderte es, daß jeder durch das Loos begünstigte Kavalier mit dem ihm zugefallenen Gewinne seiner Dame seine Huldigung darbrachte. Eine kostbare Zobelpalatine fiel

dem Kronprinzen von Würtemberg zu; er beeilte sich, dieselbe derjenigen darzubieten, welche der Gegenstand des Festes war. Die Liebe belohnte ihn dafür. Die schöne Katharina trug an ihrem Busen einen mit einer Schleife befestigten Strauß. Sie lös't ihn sogleich von ihrem Kleide los und überreicht ihn dem Prinzen zum Dank für die dargebrachte Huldigung. Bei diesem öffentlichen Geständnisse eines Gefühles, welches seit einiger Zeit für Niemanden ein Geheimniß mehr war, ging ein freudiges Gemurmel durch die ganze große Gesellschaft.

„Begrüßen wir die zukünftige Königin von Würtemberg," sagte der Fürst Koslowski zu mir, „sie wird Königin sein, sobald der gekrönte Nimrod geruhen wird, seinen Platz abzutreten. Aber wahrhaftig, niemals hat ein Diadem eine schönere Stirn geziert!"

Dieses Zwischenspiel und die Vermuthungen, zu denen es Anlaß gab, mußten, wie man leicht denken kann, dem Feste, das schon so viele Reize darbot, noch einen neuen hinzufügen.

Der Prinz von Ligne war, wie gewöhnlich, von einer Menge Zuhörern umgeben, welche begierig waren, seine glücklichen Wendungen und die pikanten Worte aufzufangen, mit denen seine Laune so freigebig war: er machte sich von ihnen los, sobald er

meiner ansichtig wurde, und winkte mir, zu ihm zu kommen.

„Es scheint,“ sagte er zu mir, „daß auch ich meine Beisteuer zum Congresse geben muß. Aber man behandelt mich denn doch ein wenig zu sehr als Merkwürdigkeit auf diesem diplomatischen Jahrmarkte; deshalb bin ich zuweilen genöthigt, eine Ausgabe von Witz zu machen für Leute, welche sie gar nicht werth sind. Selber heiter, muß ich mich auch noch abmühen, diejenigen zu erheitern, welche es nicht sind. Bin ich einen Augenblick ernsthaft, so sagen sie: „Sie sind traurig,“ freilich, man möcht' es werden, oder: „Sie langweilen sich,“ es bedarf nicht mehr, um mich langweilig zu machen. Indessen, als guter Soldat habe ich niemals die Bresche verlassen und als guter Schauspieler werde ich mich erst beim Fallen des Vorhangs entfernen. Man hat mich nicht zum Mitglied der für die Anordnung der Feste vom Kaiser niedergesetzten Commission ernannt, nichtsdestoweniger arbeite ich mit aller Macht daran, den Herrschern und Herrscherinnen den Aufenthalt in Wien so angenehm zu machen, als sie es wünschen. Zu diesem Zwecke mische ich mich unter die Zahl der sprechenden Marionetten und überlasse den handelnden Marionetten die ersten Rollen der Komödie.“

— „An Zuschauern fehlt es Ihrer Bühne nicht, mein Prinz, und gebe Gott, daß alle Rollen auf

dem Congresse so wohl ausgeführt würden, als die Ihrige."

— „Auch ich," fuhr er fort, „habe der reizenden Königin dieses Festes mein Sträußlein darbringen wollen. Gestern forderte sie mich heraus, bis heute Vormittag hundert Verse über einen Stoff zu machen, den sie mir angeben würde. Ich bin niemals vor einem Kampfe zurückgeschreckt und nahm die Herausforderung also an: sie bezeichnete mir sogleich als Gegenstand: „Der Wiener im Prater." Gestern Abend machte ich mich ans Werk und heute Morgen hatte ich die Wette gewonnen. Gut oder übel, meine Verse waren fertig, und vor Mittag schickte ich ihr das neue poetische Erzeugniß. Ich werde bei einer zweiten Ausgabe jenes Wort Voltaires vorsetzen, das er zu Mademoiselle Clairon sagte: „Ich habe die ganze Nacht für Sie gearbeitet, Madame, wie ein junger Mann von zwanzig Jahren."

„Wie, mein Prinz," entgegnete ich, „ihre Hoheit hat Zeit, an die Poesie zu denken? Ich glaubte, sie ist ausschließlich mit der Liebe beschäftigt."

— Was diesen hübschen Roman anbetrifft, so ist er, wie Sie gesehen haben, seiner Entwickelung nahe. Der Fürst Volkonsky sagte mir gestern, daß die Dispense der griechischen Kirche eingelaufen seien und man nun die Heirath offiziell verkünden werde.

„O, wie beschützt man diese Liebenden, wie umgiebt man sie mit Sorglichkeiten! Die Liebe ist in allen Ständen anmuthig, aber wenn sie in der Hütte angenehm ist, ist sie in Armida's Palast berauschend."

Nicht weit von uns umgab eine zahlreiche Gruppe Carpani, einen der berühmtesten Dichter des modernen Italiens."

„Scheint es nicht," sagte er, „als ob jeder der Gäste in Wien zur Devise die Verse des Amintas genommen:

Perduto e tutto il tempo
Che en amar non speada
(Es ist ein jeder Augenblick verloren,
Den man zum Lieben nicht erkoren.)

„Ja, man möchte sagen, daß alle diese Souveraine die Tage bedauern, welche sie mit dem Suchen von eitlem Ruhm verloren haben, und daß in ihren Augen nichts neidenswerther ist, als eine gegenseitige Neigung. Das sind die einzigen Lehren, welche sie befolgen, während man sie damit beschäftigt glaubt, die Geschicke der Welt zu ordnen."

Carpani ist Verfasser eines Werkes, welches mit jenem Geschmack und jener Reinheit geschrieben ist, die ihn in die erste Reihe der Schriftsteller seines Landes stellt. Der Titel dieses Gedichtes ist: „Die Vergangenheit und die Zukunft." Bei einer Vorlesung, welche er bei der Fürstin Marie Esterhazy hielt, im-

provisirte der Prinz von Ligne mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit folgende vier Verse:

Votre futur c'est l'esperance,
Votre passé le souvenir,
Votre diction l'éloquence,
Et Vous entendre le plaisir.

Carpani, um ihm nichts schuldig zu bleiben, antwortete auf der Stelle Folgendes:

Si e del sol che l'investe
Lo splendor dei corpi opacchi,
Della lode che mi deste
Dite voi chi m'agli onori.

Die Tänze waren zu Ende. Der Prinz und ich, wir durcheilten die Säle des Pallastes, den man für einen der Kunst geweihten Tempel hätte halten können, in so großer Anzahl waren die Meisterwerke, welche der geläuterte Geschmack des Herrn vom Hause hier versammelt hatte. Dort hingen Gemälde von den größten Malern und von allen Schulen; Raphael neben Rubens, van Dyk neben Correggio. Hier eine Bibliothek mit den kostbarsten Büchern, den seltensten Manuscripten angefüllt; in einem andern Kabinette Alles, was die antike Kunst und die moderne Bildnerei Zartestes und Feinstes geschaffen hat. Besonders drängte man sich in der Gallerie, welche den Meisterstücken der Bildhauerkunst gewidmet war, unter welchen man mehreres vom Meißel Canova's bewunderte. Dieser Saal war durch Alabasterlam=

pen erhellt, deren Schein alle Vollkommenheiten in diesen belebten Marmorstatuen hervortreten ließ.

Gegen zwei Uhr Morgens öffnete man den ungeheuren zum Souper bestimmten Saal, der durch tausende von Kerzen erleuchtet wurde. Fünfzig Tische waren darin aufgestellt, und aus dieser Anzahl kann man auf die Menge der Gäste schließen. Mitten unter Blumen sah man mit der größten Verschwendung aufgetragen Alles, was Italien, Deutschland, Frankreich an gastronomischen Seltenheiten darbieten kann. Das Sterlet von der Wolga, Austern von Cancale und Ostende, Trüffeln von Perigord, Orangen von Sicilien; man bemerkte eine unendliche Menge von Ananas, wie man sie noch niemals gesehen, und welche die kaiserlichen Treibhäuser von Moskau den Gästen des Czaren geliefert hatten. Aus England gekommene Erdbeeren, französische Trauben, welche eben erst von dem Weinstock abgeschnitten zu sein schienen. Aber was allen Glauben überstieg, waren die mit Kirschen angefüllten Körbe, welche auf jedem der funfzig Tische prangten; sie waren bei dem Decemberfrost von Petersburg hergekommen und kosteten jedes Stück einen Silberrubel. In der That, es wird mir schwer, an meinen eigenen Erinnerungen nicht zweifelhaft zu werden, wenn ich an jene kostbare Freigebigkeit denke.

Dieses Fest, das unter den täglichen, dem Vergnügen dargebotenen Kostbarkeiten des Congresses unbedingt den Vorrang einnahm, verlängerte sich bis zum Tage. Darauf wurde ein Dejeuner aufgetragen; nach dem Dejeuner ging der Ball wieder aufs Neue an und wenn sich nicht ein unerläßliches Bedürfniß nach Ruhe geltend gemacht hätte, würde man nur ungern diesen schönen Pallast verlassen haben, in welchem so viele Schönheiten, so viele Berühmtheiten in Fröhlichkeit versammelt waren.

Ein Vierteljahrhundert ist seit jener so lebhaften, glänzenden Gesellschaft vergangen. Die reizende Frau, der zu Ehren sie gegeben wurde, hat seit der Zeit die Krone von Würtemberg getragen, aber ach! nur zu bald zerriß der Tod die geknüpften Blumenbande und traf, mit seiner Unerbittlichkeit, die so gute, so vollkommene Fürstin auf dem Throne, den sie verschönte. Der Fürst Koslowski, welcher, gleich mir, zu Wien Zeuge und Bewunderer ihrer Liebe und Anmuth gewesen ist, und später als Gesandter nach Stuttgart geschickt wurde, sah sie auf dieselbe Weise sterben, wie den Kaiser Alexander, ihren Bruder. Und kürzlich erst hat der Sohn Marie Louisens von Oesterreich und des Grafen Neipperg die Tochter dieser Katharina von Rußland geheirathet, welche Napoleon einst zur Gattin begehrt hatte. Wie wahr ist es, was der unsterbliche englische Dichter sagt:

„Es giebt viel Ding' im Himmel und auf Erden,
Von denen unsere Schulweisheit nichts träumt."

Was mich anbetrifft, so stelle ich mir, wenn meine Erinnerungen mich in jene Zeit des Glückes und der Sorglosigkeit des Wiener Congresses versetzen, immer die gefühlvolle Katharina, nicht umgeben von Festen, sondern unter den traulichen Gebüschen des Praters wandelnd vor, wo ich sie so oft gesehen habe, stolz auf ihre Neigung zu dem Geliebten und auf ihre Zärtlichkeit zu ihrem Bruder.

VIII.

Letztes Liebesstelldichein des Prinzen von Ligne. — Rückblick auf die Vergangenheit. — Z . . . oder die Folgen des Spieles. — Das Spiel in Rußland und Polen. — Der betrogene Betrüger. —

Nach einem im Theater am Kärnthnerthor verbrachten Abend kehrte ich über den Wall nach meiner Wohnung zurück und erwartete nicht, noch Jemandem zu begegnen, denn an diesem Abende war merkwürdiger Weise, trotz der großen Anzahl Fremder und der Menge von Festen, Alles in Wien lange vor Mitternacht ruhig; das Wetter war ausgezeichnet. In der Vertiefung eines Bollwerks, das in die Gräben vorspringt, bemerkte ich eine lange Gestalt in einen weißen Mantel gehüllt, die man leicht für den Geist aus dem Hamlet hätte halten können. Ich wurde neugierig und näherte mich ihr; wie groß aber war mein Erstaunen, als ich den Prinzen von Ligne erkannte.

„Aber mein Gott, Prinz,“ sagte ich zu ihm, „was machen Sie hier zu dieser ungewohnten Stunde und bei dieser schneidenden Kälte?“

— „In der Liebe, sehen Sie, ist nur der Anfang reizend. Deshalb finde ich immer Vergnügen darin, wieder anzufangen. Aber in Ihrem Alter ließ ich auf mich warten, während in dem meinigen man mich warten läßt, und was noch schlimmer ist, gar nicht kommt."

— „Sie sind also auf einem Rendezvous, mein Prinz?"

— „Ja, aber wie Sie sehen, bin ich allein dabei, indeß verzeiht man doch wohl einem Buckligen die Erhöhung seines Rückens, warum sollte man mir denn nicht mein Alter verzeihen?"

— „O, wenn es wahr ist, daß jedes Glück bei den Frauen nur in dem Wiederscheine von dem Ruhme eines andern besteht, wo wäre dann ein Weib, das nicht stolz wäre, Ihnen den ihrigen zu verdanken?"

— „Non, non: tout fuit dans le vieil âge,
Tout fuit jusqu'a l'illusion:
Ah! la nature aurait été plus sage
De la garder pour l'arrière-saison."

— „Mein Prinz, ich will Sie nicht weiter stören."

— „Und ich," antwortete er, „will nicht länger warten: geben Sie mir Ihren Arm und begleiten Sie mich nach Hause."

Wir schlugen gemächlich den Weg nach seiner Wohnung ein; unterweges nahm seine Unterhaltung

einen leichten Ton des Verdrußes über diese kleine Niederlage seiner Eigenliebe an: seine Worte hatten eine schwermüthige Färbung, welche ich an ihm noch nicht gekannt hatte.

„Ich möchte versucht sein, zu glauben," sagte er zu mir, „daß im Leben das Nachdenken immer erst wie ein letztes Unglück kommt. Bis jetzt war ich keiner von denen, welche glauben, daß alt werden schon ein Verdienst ist. Beim Morgenrothe des Lebens schwebt der Traum der Liebe mit seinen süßen Täuschungen über unserem Lenze, man setzt den Kelch des Vergnügens an seine Lippen und glaubt an die ewige Dauer desselben; aber das Alter kommt, die Zeit entschwindet und verletzt uns im Fliehen: da wird dann Alles entzaubert und nimmt eine trübe Färbung an. Es ist das ein Gedanke, an den ich mich gewöhnen muß."

— „Aber, mein Prinz, Sie legen zu viel Gewicht auf eine Widerwärtigkeit, Sie müssen dieselbe auf Rechnung des gesellschaftlichen Zwanges stellen."

— „Nein, nein, ich mache mir keine Täuschung: Alles macht mir die Jahre bemerklich, welche sich hinter mir aufhäufen, man hält mich zu nichts mehr nütze; einst in Versailles fragte man mich über Alles um Rath, über die Bälle, die Schauspiele, die Festlichkeiten, jetzt entschlägt man sich meines Beistandes,

meine Zeit ist vorüber, meine Welt ist abgestorben. Eine Gesellschaft junger Schauspieler erscheint auf der Bühne, um mich auszupfeifen oder zu vertreiben, aber im Grunde was ist denn heut zu Tage das Verdienst der Jugend, daß die ganze Welt alle Gunst an ihr verschwendet; niemals bis zu diesem Augenblicke hat der Neid sich in mein Herz einschleichen können."

— „Ich glaube es, mein Prinz, denn wer besitzt so wie Sie die Kunst zu gefallen, mit so viel Erfahrung und Verstand verbunden?"

— „Man muß nicht so viel Verstand haben, um zu gefallen. Die Welt ist sehr undankbar, sie glaubt sehr viel für die Vernunft zu thun, wenn sie sie duldet, und die Erfahrung nützt ihr so wenig! Sie verschmäht ihre Lehren und es ist noch ein Glück, wenn sie den Lehrer nicht selbst zurückweist!"

Darauf kam er auf sein Leben zurück, von dem Gefühle schwermüthigen Vergnügens angetrieben, welches wir darin finden, auf unsre Vergangenheit zurückzuschauen, selbst wenn sie dornenvoll ist. Mit wie größerem Rechte mußte er sich darin gefallen, sich sein Leben wieder zurückzurufen, er, der dasselbe stets nur von Glück und Ruhm gekrönt gesehen hat?

„Ich hatte eine Leidenschaft für die Kriegskunst und ich kann sagen, daß von dem Tage ab, wo ich in mein Dragonerregiment Ligne eintrat, ich alle meine Grade mit der Spitze meines Degens errungen

habe. Ich habe diese Wissenschaft zur Beschäftigung meines ganzen Lebens gemacht und meine Arbeiten mir einige edle Freunde gewannen, als Soldat wie als General habe ich meine Pflicht gethan."

— „Die Geschichte, mein Prinz, wird weder den Sturm von Belgrad, noch die Schlacht von Maxen vergessen und den ruhmreichen Antheil, den Sie daran hatten, und eben so wenig Ihren glänzenden Empfang zu Versailles, als Maria Theresia Sie dorthin schickte, die freudige Botschaft davon zu überbringen."

— „O ja; das sind Erinnerungen, welche man mir nicht rauben kann und in denen ich ausschließlich leben will. Wenn der Körper mit Einfall droht, stützt des Gedächtniß allein das Gebäude und kündigt uns an, daß wir noch existiren. Bis zum letzten Augenblicke meines Lebens werde ich stolz darauf sein, mit den Menschen in vertraulichem Umgange gestanden zu haben, auf welche die Augen der ganzen Welt gerichtet gewesen sind, und das ist eine Entschädigung für allen Kummer. Ich habe stets den Ruhm geliebt, eine Gleichgültigkeit für denselben kann nur erheuchelt sein. Und doch erkenne ich alle Tage die Leere dessen, was man übereingekommen ist Berühmtheit zu nennen."

— „Wie, mein Prinz, können Sie so sprechen, der hier der Gegenstand der allgemeinen Huldigung und Bewunderung ist?"

— „Mein Kind, was ist der eitle Lärm von Ruhm, um welchen der Mensch sich beeifert, morgen vielleicht schon vermischt er sich mit dem Klange der Glocken, welcher verkündet, daß er nicht mehr ist.“

Darauf begann er von den süßen Augenblicken zu sprechen, welche er der Liebe verdankt hatte.

„Und auch ich,“ sagte er, „habe diese kostbare Zeit des Lebens genossen, in welcher die Jugend sich an allen schmeichlerischen Versprechungen berauscht, welche das reifere Alter so selten hält und die das Alter mit seinem Hauche verweht. Da haben die Tage die Schnelligkeit von Augenblicken und die Augenblicke den Werth von Jahrhunderten. Glücklich, wer sie zu benutzen versteht! Das Leben ist ein Becher mit klarem Wasser, das während des Trinkens sich trübt: die ersten Tropfen sind Ambrosia, aber die Hefe liegt auf dem Boden des Gefäßes, je bewegter die Existenz ist, je bittrer wird gegen das Ende hin der Trank. Indessen was verliert man dabei; der Mensch langt beim Grabe an wie ein Zerstreuter an der Thür seines Hauses. Und hier bin ich an der Thür des meinigen. Gute Nacht, mein Kind. Sie, der Sie Ihre Laufbahn erst beginnen, wenden Sie Ihre Augenblicke noch besser an. Das Schicksal hat die traurigsten wie die glücklichsten gezählt, und vergessen Sie nicht was Ihr Delille sagt: „Unsere schönsten Tage entfliehen zuerst.“

Und ich verließ den vortrefflichen Prinzen, diesen außerordentlichen Mann, welcher vielleicht keine andere Schwachheit hatte, als die, seine Neigungen nicht dem Alter unterwürfig machen und gegen die Zeit ankämpfen zu wollen, den unsichtbaren Athleten, den noch Niemand besiegt hat. Ach, er glaubte an die Sage von Anacreon, dessen von achtzig Wintern gebleichte Haare die Liebe noch mit Rosen kränzte.

Dieses Stelldichein des Prinzen von Ligne sollte sein letztes sein. Als er so vom Grabe sprach, dessen Rand der Mensch betritt, ohne daran zu denken, war er weit entfernt zu glauben, daß er schon mit einem Fuß in dem seinigen stand. Ich habe seitdem sehr oft an die Traurigkeit gedacht, welche sich über diese seine Worte verbreitete, und darin eine Art von prophetischer Verkündung gesehen: aber der Prinz von Ligne hatte sich niemals mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt. Nicht daß er Furcht davor empfunden hätte, zu keiner Zeit konnte irgend eine Art von Furcht ihm nahen. Wenn er mitunter von dem Alter mit einer Art Schwermuth sprach, geschah es nur, weil er bemerkte, daß er der neuen Welt, die ihn umgab, nicht mehr so gefiel, als er einst den Freunden seiner Jugend gefallen hatte.

Ich setzte also einsam und nachdenklich meinen nächtlichen Spatziergang fort, wiederholte mir die Verse, welche der Prinz so glücklich improvisirt

hatte, und befand mich an der Thür des Gasthofes zum römischen Kaiser, als der Graf Z . . . gerade hiemkehrte. Um die düsteren Gedanken, mit welchen die Traurigkeit des Prinzen mich angesteckt hatte, zu verscheuchen, nahm ich den Vorschlag an, den mir der Graf machte, mit ihm ein Glas Punsch zu trinken und folgte ihm auf sein Zimmer.

Z . . . war der Sohn eines begünstigten Ministers Katharinens der II. und hatte kürzlich seinen Vater verloren, der ihm eine beträchtliche Erbschaft hinterließ, welche auf mehr als dreißig tausend Bauern geschätzt wurde. Ich hatte ihn sehr viel in Petersburg gesehen, wo seine Geburt, seine große Sanftmuth des Characters, seine für sein Alter höchst ausgebreiteten Kenntnisse ihn in den gewähltesten Zirkeln gesucht gemacht hatten. Seit kurzem zum Kammerjunker ernannt, nahm er sich vor, seine Erziehung durch Reisen zu vervollkommnen; er begann damit in Wien. Es war dies eine sehr interessante Vorrede in dem Buche des Lebens, das er, wie er sagte, Seite für Seite lesen wollte.

„Ich habe,“ sagte er zu mir, „meinen Abend bei dem Fürsten Razumowski, meinem Verwandten, zugebracht. Sein Palais ist noch ganz mit den Meubeln, den Draperien und Blumen, den Ueberbleibseln des blendenden Festes, überfüllt. In der That

es ist eben so lehrreich, die Ruinen eines Balles zu betrachten, als die Ruinen von Völkerreichen.“

Ich erzählte ihm meinerseits das Zusammentreffen, das ich eben gehabt hatte, und als der Punsch nach und nach meine Schwermuth verscheuchte, so begannen wir mit dem Egoismus junger Leute, etwas über die Greise zu spotten, welche die Anmaßung haben, mit dem Eise des Alters das Feuer der Liebe verbinden zu wollen. Ich erzählte ihm jenes Abenteuer des Grafen Maurepas, welches zur Zeit seines letzten Ministeriums ganz Versailles zum Gelächter gedient hatte.

Gleich dem Prinzen von Ligne hatte Herr von Maurepas in seinem achtzigsten Jahre noch die galanten Gewohnheiten beibehalten, welche nur der Antheil der Jugend sein sollten. Die schöne und geistreiche Marquise von . . . war der Gegenstand seiner achtzigjährigen Zärtlichkeit; von einer Hartnäckigkeit ohne einen möglichen Ausgang belästigt, beschloß sie, der Sache ein Ende zu machen. Der alte Schmachtende war eines Tages bei ihr in ihrem Boudoir und begann wieder die klägliche Geschichte seiner Leiden, welche durch die Reize der von ihm angebeteten Schönen hervorgerufen würden. Die Marquise scheint gerührt, der Liebhaber wird dringender, endlich erscheint der Augenblick, der seine Bemühungen krönen soll. „Sie wollen es also?“ sagt zu ihm die Mar=

quise von . . . „Nun gut, so verriegeln Sie wenigstens die Thür.“ Der Graf steht auf, schließt die Thür, aber nicht von innen, sondern von außen und schleicht sich leise weg, ohne von seiner boshaften Geliebten anders Abschied zu nehmen.

Wir mußten alle Beide dieser Entwickelung unsern ganzen Beifall schenken.

Ich erwartete am andern Tage zwei ungarische Pferde, von denen man mir versichert hatte, daß sie die besten Traber in Wien seien. Da ich sie probiren wollte, so fragte ich Z . . ., ob er morgen mit mir nach dem Prater fahren wolle, er versprach es mir. Indem wir noch so von den Trabern sprachen, deren ausgezeichnetste in Europa, wie ich glaube, denen nicht gleich kommen, welche man in Moskau zur Schlittenfahrt auf der Moskwa hat, legte sich der Graf ins Bett, da er sehr ermüdet von den Mazurka's war, welche er am vorigem Tage einigen deutschen Damen hatte lehren müssen, die mit ziemlicher Schwierigkeit statt der steifen deutschen Menuett die anmuthige Schmiegsamkeit des polnischen Tanzes hatten versuchen wollen.

„Gute Nacht also, mein lieber Graf,“ sagte ich zu ihm, „ich will Sie schlafen lassen, die Lichter auslöschen und diese Kerze Ihrem Kammerdiener geben; schlafen Sie wohl, aber morgen Punkt zehn Uhr halten Sie sich bereit.“

Am andern Tage zur bestimmten Stunde waren die Pferde vor mein Carrikel gespannt, ich war bald an der Thür des Grafen Z . . . aber als ich eintreten wollte, sagte mir sein Diener: „Der Graf schläft.“

— „Wie, er schläft am hellen Tage, wenn er Mitternacht zu Bett gegangen ist? Ich will ihn über seine Faulheit schelten.“

Ich trete sogleich in sein Zimmer, die Vorhänge waren noch niedergelassen.

„Auf, auf, Faulenzer,“ sagte ich zu ihm, „der Wagen erwartet Sie, sind Sie krank?“

Er erwacht, richtet sich im Bette auf und bringt die Hände an seine Augen als wolle er Thränen daraus wegwischen:

„O mein Vater,“ rief er aus, „ach, warum hab' ich meinen Vater verloren!“

— „Aber, mein lieber Graf, welcher Alp hat Sie denn gedrückt? was hat das Andenken Ihres Vaters mit den Pferden gemein, die wir probiren wollen?“

— „O mein Freund, es ist kein Traum, sondern gräßliche Wirklichkeit: ich habe diese Nacht zwei Millionen verloren.“

— „Sind Sie toll, Z . . .? Sie liegen noch in dem Bette, in welchem ich Sie gestern verlassen habe, und ich habe die Lichter ausgelöscht, als ich ging. Sind Sie Nachtwandler oder schlafen Sie noch?“

— „Nein, mein Freund, aber ich erwache aus einem Schlafe, von dem ich wollte, es wäre mein letzter gewesen. S... und der Graf B. kamen gestern in mein Zimmer, als Sie gegangen waren, sie zündeten die Lichter wieder an, welche Sie ausgelöscht: wir haben die ganze Nacht durch gespielt und ich habe zwei Millionen verspielt, für welche ich ihnen Wechsel gegeben habe, sehen Sie sich nur um." Ich gehe zum Fenster und ziehe die Vorhänge zurück. Im ganzen Zimmer liegen Karten umher, welche sie sich im Gasthofe hatten geben lassen, und der Ruin des unglücklichen jungen Mannes war schon vor Tagesanbruch zu Stande gebracht."

„O dieses Spiel kann ja doch nur Scherz von ihrer Seite sein, mein theurer Graf. Beruhigen Sie sich: es ist nicht möglich, daß sie bei der Absicht beharren, ihren Freund ganz und gar zu berauben. Sie sind alle Beide auch meine Freunde, aber ich würde aufhören, sie als solche zu betrachten, wenn sie nur einen Augenblick zauderten, eine so schmachvolle Nacht bis auf die Erinnerung daran ungeschehen zu machen."

„Ich verließ ihn mit diesen Worten, um mich zu S. zu begeben; ich wandte Alles auf, was man nur an Beredtsamkeit beibringen kann, um ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche zu bewegen, ich setzte ihm die traurigen Folgen auseinander, welche für ihn daraus entspringen könnten, wenn eine solche Geschichte

dem Kaiser Alexander zu Ohren käme. Ich verhehlte ihm nicht, wie sehr es zu fürchten sei, daß bei der Abneigung dieses Fürsten gegen das Spiel, er ein Beispiel statuiren wolle, um künftigen so beklagenswerthen Folgen vorzubeugen, und daß er vielleicht gerade ihn, S., wählen würde, damit das Beispiel recht in die Augen fallend sei. Aber Alles, was ich versuchte, um ihn zur Vernunft und zu einem Billigkeitsgefühle zurückzubringen, war fruchtlos. Er machte mein sentimentales Pathos lächerlich und schloß mit dem Vorschlage, mir mein Carrikel und meine Pferde abzugewinnen, damit ich, fügte er hinzu, für meine eigene Rechnung zu predigen habe. Ich verließ ihn entrüstet."

Von dem Militär begab ich mich zu dem Diplomaten, den ich viel kälter fand; er hielt mir lange Reden, um mir zu beweisen, daß nichts rechtschaffner, ehrenwerther sei, als einen jungen Mann von einundzwanzig Jahren um Mitternacht zu wecken und das Seinige ihm in wenigen Stunden abzugewinnen.

„Verlohnt es denn der Mühe, über den Verlust von einigen Bumaschki's *) so viel Geschrei zu machen," fügte er hinzu, „wenn wir hier so viele Reclamationen von Thronen sehen, welche bei einem unglücklichen Spiele verloren gegangen sind! Die Verlierenden ap-

*) So heißt das russische Papiergeld.

pelliren auch dagegen, aber glauben Sie, daß man sie anhört? Sie müssen einem Herrn begegnet sein, welcher eben von mir wegging, als Sie eintraten; nun gut, es war der Marquis von Brignole, er ist hierhergekommen, um die Unabhängigkeit von Genua zu reclamiren. Als Abgesandter dieser in den letzten Zügen liegenden Republik hat er eine energische Protestation an den Congreß gerichtet, hier ist sie, lesen Sie. Trotz aller seiner Logik hat ihn Herr von Metternich doch abgeführt, man giebt Genua an Piemont, welches es gewinnt und behält. Venedig verschwindet trotz seiner uralten Weisheit. Hat das adriatische Meer es verschlungen? Nein, Oesterreich gewinnt es und behält es. Malta verlangt vom Congresse nur sein Wappen und seinen Felsen, aber England hat es gewonnen, wie man sagt, und behält es. Preußen gewinnt Sachsen, Schweden Norwegen, Rußland Polen. Europa steht hier um den großen grünen Tisch und man spielt um Staaten, ein einziger Wurf der diplomatischen Würfel bringt hunderttausend, eine Million von Köpfen ein*). Warum soll ich nicht einige Stücke Papier gewinnen, wenn das Glück mich begünstigt?"

---

*) Das Wort Köpfe wurde bei allen Tauschverträgen, Zerstückelungen von Gebieten oder Theilungen von Königreichen als maßgebend gebraucht.

— „Aber von Ihrem Freunde, Herr Graf!“

— „O, glauben Sie vielleicht, daß in Beziehung auf den Thron sogar man die Verwandtschaft gelten läßt, gehen Sie, gehen Sie, Figaro hat schon lange das Problem gelöst:

„Was gut zum Nehmen ist, ist auch gut zum Behalten.“

Konnte man auf solche Grundsätze anders als mit Verachtung antworten? Ich verließ ihn und kehrte zu Z . . . zurück, um ihm den geringen Erfolg meiner Versuche mitzutheilen.

„Ich war davon überzeugt,“ sagte er zu mir. „O, der Biß einer Schlange ist nicht so empfindlich, als der Undank eines Freundes. Es giebt nur ein Mittel bei solchen Leuten, und das will ich anwenden.“

Er hatte sein kaltes Blut wiedergewonnen, kleidete sich an, und ging zum Oberkammerherrn Nariskin, von dem er vermöge seiner Hofcharge abhing, und dem er vermuthlich von seinem Mißgeschicke und von dem Rechte Mittheilung machen wollte, das er sich zu verschaffen gedachte. Er hielt mich ab, ihn zu begleiten, und ich mußte meine Pferde allein probiren, denen ich eine Schnelligkeit gewünscht hätte, welche im Stande gewesen wäre, mich der peinlichen Erinnerung der letzten Stunden zu entreißen.

Dergleichen Episoden waren in Rußland und Polen nicht selten. Die unselige Leidenschaft zum Spiele

wurde dort aufs äußerste getrieben. Sie war förmlich zum Wahnsinn, zur Wuth geworden und rechtfertigte den Ausspruch Deshoulierés nur zu sehr:

„Man beginnt damit, der Betrogene zu sein,
„Und endet als Betrüger.“

Alle Tage begegnete man in der Gesellschaft Opfern, welche darthaten, daß in wenigen Stunden ganze Vermögen ihre Herren wechseln können.

Ich erinnere mich, daß nach dem Tode des Grafen Potocki in Tulczim seine Kinder erster Ehe in den Besitz ihres ungeheuren Vermögens gesetzt wurden. Zwei von ihnen wurden auf der Universität Leipzig erzogen und empfingen während der Lebenszeit ihres Vaters nur einige Dukaten wöchentlich für ihre kleinen Ausgaben. Als sie einmal in den Besitz ihrer Erbschaft gekommen waren, ergaben sie sich kopfüber den Ausschweifungen des Spieles. Der älteste, der Graf Schesney, verlor binnen drei Jahren dreißig Millionen Gulden, indem er mit seinem Intendanten Pharao spielte. Kurze Zeit darauf mußte Herr von Fontenay, sein Freund, welcher ihn nicht verlassen hatte, sich hundert Louisdor leihen, um ihn in Achen, wo er starb, anständig beerdigen lassen zu können.

Mitunter boten die Glückswechsel des Spieles noch erstaunlichere Veränderungen dar: davon ist Folgendes ein Beispiel. Der Fürst G... hatte sich auf eine Partie eingelassen, bei welcher er verlor.

Länder, Güter, Bauern, Renten, Schlösser, Möbel, Kleinode, Alles war schon verschlungen. Es blieb ihm nichts als sein Wagen, der ihn vor der Thür erwartete: er setzt ihn, und sogleich ist er auch verloren.

Eine Minute darauf folgen die Pferde dem Wagen nach.

„Ich habe das Geschirr nicht mitgesetzt, das mit Silber beschlagene Geschirr, das erst gestern von Petersburg gekommen ist.“

Man spielt um das Geschirr. Aber da wendet sich plötzlich das Glück und wird dem Fürsten so günstig, als es ihm vorher abwendig gewesen war. In wenig Stunden gewinnt er nicht blos die Pferde, den Wagen, die Juwelen, sondern auch noch alles Uebrige zurück, was er so schnell verloren hatte, und blos durch die Geschirre, welche an den Wagen des Glückes gespannt zu sein schienen. Es ist unbegreiflich, wie ein Mensch einen solchen Glücksstoß aushalten kann. Indeß war G.... nicht gegen die Ursache seines Glückes undankbar. In Moskau in seinem prächtigen Palaste habe ich das Geschirr an einem in die Augen fallenden Orte aufgehangen und durch einen Glasschrank geschützt gefunden, wie eine kostbare Reliquie, als ein Zeichen von dem seltsamsten Wechsel des Glückes im Spiel.

Während meines Aufenthalts in Rußland war

derselbe Fürst G . . . der Gegenstand eines gewandten Betruges gewesen, bei welchem er sich nicht so glücklich aus der Schlinge gezogen hat. Er war ein großer Liebhaber von Edelsteinen und machte Anspruch, sich darauf zu verstehen. Eines Tages sieht er in dem Spielsaale des englischen Klubbs zu Moskau einen Italiener, an dessen Finger ein Ring prangt, der mit einem Diamant von dem reinsten Wasser und von seltener Schönheit geschmückt ist. Der Fürst nähert sich dem Träger eines so kostbaren Kleinodes und bittet ihn um die Erlaubniß, es ansehen zu dürfen.

„Auch Sie, mein Fürst,“ sagt der Italiener, „lassen sich täuschen: was Sie für einen Diamanten halten, ist nichts als Straß, freilich von seltner Schönheit.“

— „Nein, niemals hat Straß ein solches Feuer gehabt: vertrauen Sie mir den Ring auf einige Stunden an. Ich möchte ihn gern dem Juwelier des Kaisers zeigen und ihm beweisen, zu welchem Grade von Vollkommenheit die Nachahmung gekommen ist.“

Der Italiener macht keine Schwierigkeit, dem Fürsten den Ring anzuvertrauen. Dieser eilt sogleich zu dem Juwelier und fragt ihn, was der Werth dieses schönen Solitärs sein könne. Der Kaufmann betrachtet ihn, wiegt, prüft und antwortet, daß er selten einen so kostbaren Diamant gesehen.

„Aber es ist nur Straß,“ ruft der Fürst ganz freudig aus.

Von Neuem prüft der Juwelier den Stein, dreht ihn hin und her, wiegt ihn nochmals und versichert, daß es ein Diamant ist, und ein Diamant von vollkommenster Schönheit, der im Handel mindestens hunderttausend Rubel werth sei; und wenn der Fürst ihn losschlagen wolle, würde er für seine Person ihm achtzigtausend Rubel dafür geben. G . . . läßt sich diese Versicherung mehrere Male wiederholen und kehrt in den Spielsaal zurück. Der Italiener sitzt ruhig am grünen Tische und macht seine Partie Piket. Der Fürst giebt ihm seinen Ring zurück und bittet ihn, denselben ihm zu verkaufen. Der Spieler antwortet, daß er kein Geld brauche, und daß der Ring auch überdies keinen Werth habe. G . . . dringt in ihn, der Italiener weigert sich. Er hält, wie er sagt, nur auf dieses Kleinod, da es ein Andenken ist, das er von seiner Mutter empfangen hat, und von dem er sich niemals zu trennen versprochen. Durch einen großen Vortheil geködert, bietet ihm der Fürst zehntausend Rubel, und endlich dreißigtausend. Der Italiener ist unerbittlich und wiederholt, daß der Stein nur Straß ist. Dadurch gereizt geht der Russe immer weiter und bietet bis fünfzigtausend Rubel dem eigensinnigen Eigenthümer.

„Sie verlangen es durchaus, mein Fürst,“ sagt

endlich dieser zu ihm; „und Sie Alle, meine Herren — er wandte sich zu den Spielern — sind meine Zeugen, daß der Fürst mich nöthigt, ihm einen Ring von Straß für fünfzigtausend Rubel zu verkaufen."

— „Geben Sie nur her," sagte G . . . ungeduldig, „ich weiß, woran ich mich zu halten habe."

Der Italiener übergiebt seinen Ring dem Fürsten, der, von dem Kaufe ganz entzückt, ihm dagegen eine Anweisung von fünfzigtausend Rubeln auf seinen Intendanten giebt. Eine Stunde darauf war die Summe bezahlt.

Am andern Morgen begiebt sich der Fürst wieder zu dem Hofjuwelier und kündigt ihm an, daß er ihm den Diamant von gestern verkaufen wolle.

„Aber dieser Stein ist nur Straß," antwortet ihm der Kaufmann; „ein sehr schöner, meiner Treu. Es ist zum Erstaunen, wie er dem Solitär gleicht, welchen Sie mir gestern gezeigt haben: dieselbe Form, derselbe Schnitt. Ein andrer sogar als Sie, mein Fürst, würde sich haben täuschen lassen."

Ganz bestürzt erkennt G . . . bald selbst die schreckliche Wahrheit: er war von einem gewandten Spitzbuben angeführt worden. Im Augenblicke des Kaufes hatte der Italiener durch ein geschicktes Handmanoeuvre dem ächten Diamant einen falschen Stein untergeschoben, der ihm zum Verwechseln ähnlich sah. Man suchte ihn in ganz Moskau: aber man erfuhr

bald, daß er einige Stunden, nachdem er die Summe von fünfzigtausend Rubeln bezogen, die Flucht ergriffen hatte. Was den Fürsten anbetrifft, so hatte er außer dem Kummer, eine so starke Summe verloren zu haben, auch noch den, daß ihn Niemand beklagte; denn er hatte einen Betrüger betrügen wollen.

Das Abenteuer von Z . . . machte großen Lärmen in Wien: die Größe der verlorenen Summe, der Ort, die Zeit, Alles hatte den Anschein einer wohlüberlegten Berechnung, welche man indeß wieder nicht mit dem Alter der Spieler in Einklang bringen konnte, da der älteste von ihnen kaum dreiundzwanzig Jahre zählte. Die Folge bestätigte nur zu sehr, was ich S . . . vorhergesagt hatte. Alexander hatte die entschiedenste Abneigung gegen das Spiel und die Spieler: von dem Augenblicke an entzog er ihnen alle seine Gunst; und acht Monate darauf in Paris sagte mir S . . . in dem Kabinet des Kaisers selbst im Elysée-Bourbon, er gäbe gern die Hälfte seines Vermögens darum, wenn ihm diese Geschichte nicht passirt wäre oder wenn er mir wenigstens gefolgt wäre, und die Sache beigelegt hätte.

Z . . . und der Graf B . . . schlugen sich auf Degen: Z . . . verwundete seinen Gegner, und man vereinigte sich auf eine mäßige Summe. Aber der Kaiser Alexander bewahrte seinen Groll darüber. Einige Jahre darauf schrieb der junge Graf, der wohl

wußte, daß man in Rußland nicht blos nöthig hat, Jemand zu sein, sondern auch etwas sein muß, an den Kaiser und bat, ihn der Gesandtschaft zu Florenz als Attaché beizugeben; aber Alexander ließ ihm abschläglich antworten, und zwar in folgenden Ausdrücken:

„In Erinnerung an die unserer erhabenen Mutter von dem Grafen B . . ., Ihrem Vater, geleisteten Dienste entschuldige ich die unziemliche Anmaßung Ihrer Bitte.“

IX.

Redoutenball. — Der Prinz von Ligne und ein Domino. — Lebende Bilder. — Der Pascha von Surena. — Zusammentreffen mit zwei maskirten Damen. — Erinnerung an den Fürsten Talleyrand. —

Unter den peinlichen Eindrücken des Auftritts am Morgen verbrachte ich den Tag in Nachdenken und Traurigkeit. Der so schnelle Ruin Z...'s, der Gleichmuth seiner beiden Gegner, die unvermeidlichen Folgen einer solchen Aufsehen erregenden Geschichte machten mich gar nicht geneigt, an den täglichen Freuden des Congresses Theil zu nehmen. Indeß beendete die Ankunft Ypsilanti's diese trüben Gedanken. Er kam, um mich zum Besuche des maskirten Balles aufzufordern, welchen der Hof in dem kleinen Redoutensaal gab, und dem einige lebende Bilder vorausgehen sollten. Ich wehrte mich dagegen: er bat mich indeß dringend darum, und endlich gab ich ihm nach.

Diese Redoute unterschied sich nicht wesentlich von den früher gegebenen: es war fast jede Woche eine

solche. Nachdem wir einige Male in den prächtigen Sälen umhergegangen waren, welche, wie gewöhnlich, den herrlichsten Anblick aller Arten von Luxus und Vergnügen darboten, begaben wir uns in den Saal, in welchem die lebenden Bilder aufgeführt wurden. In der ersten Reihe saßen bereits die Souveraine, die Kaiser, die Königinnen, und hinter ihnen dicht gedrängt die politischen Berühmtheiten des Congresses. Einige Augenblicke darauf hob sich der Vorhang.

Das erste dargestellte Gemälde war die spanische Tertulla und das zweite die Familie des Darius zu den Füßen Alexanders, nach der schönen Composition Lebrüns. Der Graf Schönfeld stellte Alexander dar, die reizende Sophie Zichy Statira. In den Zügen, in der Haltung des erstern gab sich der milde Stolz des Siegers kund, gemäßigt durch das Wohlwollen und die Bescheidenheit des Helden: die Gräfin, welche noch schöner war, als die Figur des Gemäldes, hatte zu gleicher Zeit den Ausdruck von Bewunderung und Schmerz. Die jüngsten und reizendsten Damen des Hofes stellten die Töchter des Darius und das Gefolge Statira's dar. Der heroische und rührende Ausdruck der Hauptdarsteller, die Wahrheit der Stellungen, die glückliche Anwendung der Lichteffekte, Alles gab dem Gemälde zu gleicher Zeit etwas Großarti=

ges und Weiches. Einstimmiger Beifall hallte im Saale wieder.

Darauf gab man den Pascha von Surena, eine geistreiche Komödie des Herrn Etienne. Die Hauptrollen hatten die Damen Sophie Zichy und Marassi, die Fürstinnen Marie Metternich und Therese Esterhazy, der Graf Wallstein, der Fürst Anton Radziwil und einige andre der vornehmsten Personen am Hofe; das hübsche Stück wurde mit Gewandtheit gespielt und lebhaft applaudirt.

Danach begab sich die Menge der Zuschauer in den Tanzsaal. Eine der ersten Personen, die ich sah, war der Prinz von Ligne. Sein Angesicht strahlte von Glück, sein Gang hatte alle anmuthige Lebhaftigkeit wieder angenommen. Es war gar nicht mehr derselbe Mensch wie bei unserem nächtlichen Zusammentreffen. Er hatte eine Dame im blauen Domino unter dem Arm; an ihrem Wuchse, dem Ton ihrer Stimme, ihrem ganzen Wesen konnte man leicht begreifen, wie groß sein Verdruß und seine getäuschte Erwartung auf dem Walle hatte sein müssen.

Ich ging leise an ihm vorbei.

„Mir scheint, sagte ich zu ihm, daß es Ihnen gestern Abend blos an Geduld gefehlt hat!"

— „Sie haben Recht, antwortete er, man muß zu warten verstehen. Das ist die große Kunst des Lebens."

Ich entfernte mich: aber ich glaubte in der Dame, welche ihn begleitete, Madame A . . . P . . . erkannt zu haben, jene junge, reizende Griechin, mit der sich die vornehme Gesellschaft damals ganz und gar beschäftigte. Eine unglückliche Liebe, deren Held der Fürst von C . . . gewesen war, hatte der schönen und gefühlvollen Hälfte des österreichischen Adels Theilnahme für ihr Schicksal eingeflößt; ihre außerordentliche Schönheit hatte ihr unter der andern Hälfte der europäischen Berühmtheiten einen Anhang erworben. Ihr Roman, den man sich in's Ohr flüsterte, war einfach und rührend. In frühem Alter, wo man noch die ernsten Folgen eines ersten Fehlers nicht einsieht, verführt, war sie, kaum Geliebte, auch schon Mutter geworden. Bald wurde ihr Herz und ihr Leben durch Treulosigkeit getrübt. Zwar stellten sich Tröster in Menge ein; aber ohne Zweifel hatte sie die Erfahrung gelehrt, daß ein erster Fall nur Vergebung findet, wenn ihm kein zweiter folgt. Indessen bedurfte sie eines Beschützers: sie wählte kluger Weise den Prinzen von Ligne, dessen Alter die Bosheit zum Schweigen bringen konnte. Alles beschränkte sich, wie man sagt, auf einen brieflichen Verkehr: die Briefe des jungen Mädchens waren von der Art, wie sie Frauen aller Länder und in allen Ständen zu schreiben verstehen, und die des berühmten Greises, wie sie Niemand damals mehr

schrieb. Die letzteren enthielten ein reizendes Gemisch eines Gefühles, das vielleicht lebhafter als Freundschaft und durch Vernunft, durch eine väterliche Zuneigung gemildert war.

Die Quadrillen begannen sogleich, nicht wie es gewöhnlich auf den festlichen Bällen geschah, wo man fast nur die Polonaise tanzte. Einige Augenblicke darauf bemerkte ich den Prinzen von Ligne auf's Neue: er war allein. Ich näherte mich ihm.

„Sehen Sie, sagte er zu mir, diese artige Bajadere, welche hier nahebei in der Quadrille steht. Sollte man nicht glauben, daß es eines der verführerischsten jungen Mädchen auf der Redoute ist? Aber beim dritten Worte habe ich sie erkannt, es ist der junge Alfred, Bruder des Grafen Woyna."

— „Wie, mein Prinz, ein junger Mann?"

— „Ei freilich, ein Knabe als Mädchen. Was wäre denn da so Erstaunliches dabei? Habe ich nicht Ihren berühmten Tänzer Düport aus der Pariser Tanzakademie in Weiberkleidung entwischen, nach Wien kommen, aus dem Postwagen treten, bei der Fürstin Johann Liechtenstein absteigen, und die ganze Nacht, stets als Frauenzimmer, zur großen Bewunderung des Kreises von Zuschauern tanzen sehen, die ihm am andern Tage im Hoftheater Beifall klatschten, wo er ebenfalls als Frau in seinem Ballet Achilles auf Skyros tanzte. Ja, mein Kind, es

giebt noch anderswo Verkleidungen als auf der Redoute, und da Sie gern die kleinen poetischen Nichtsnutzigkeiten sammeln, welche mir im Frühling wie im Herbste meines Lebens entschlüpft sind, so will ich Sie morgen mit einer meiner Jugendsünden bekannt machen. Es ist eine Kleinigkeit, betitelt: „Der Roman einer Nacht.“ Das Alter, das ich damals hatte, kann allein meine Entschuldigung sein.“

Darauf erging er sich in einigen von den glücklichen Bemerkungen, an welchen sein Geist so reich war. Ohne Zweifel begünstigte das Gefühl des Glückes, welches er empfand, dieselben sehr, indem es seine Ansprüche zu gefallen rechtfertigte und die Erfolge, welche er seinem Alter zum Trotze erhalten. Auf die Entmuthigung des vorigen Tages war in seinem Herzen die vertrauensvolle Unbekümmertheit der Jugend gefolgt. Die Zukunft erschien ihm nur noch durch ein Prisma, welches die Blässe des Lebens durch rosenfarbenes Licht verdeckt.

„Gestehen Sie, sagte er zu mir, wenn es eine Narrheit ist, an die ewige Dauer der Liebe zu glauben, so ist diese Narrheit die Quelle des Glückes. Aber wie viele Leute haben mit zwanzig Jahren schon das Vergnügen erschöpft und bedauern es mit fünfzig schon.“

Er sprach mir darauf von der Welt, von der

Welt, welche er mit Bitterkeit undankbar genannt hatte.

„Ich werde mir stets Glück wünschen, dem Congresse beigewohnt zu haben. In dieser so verschiedenartigen Menge von Menschen betrachte ich jedes Individuum als eine Seite des großen Buches der Gesellschaft. Glauben Sie mir nur: der Mensch ist nicht so bös, als man ihn gewöhnlich abschildert. Wehe den misanthropischen Moralisten, welche stets nur die schlechte Seite sehen wollen! Es sind Maler, welche die Natur nur während der Nacht studiren.“

Mitten unter dieser lärmenden Menge, unter welcher man sich suchte, ohne sich sehen zu können, wo man an einander stieß, ohne sich zu erkennen, näherten sich zwei Damen mir, und entfernten mich vom Prinzen. Eine von Ihnen nahm mich bei der Hand.

„Warum, sagte sie zu mir, haben Sie uns so plötzlich verlassen?“

Ihre Stimme, welche sie nicht einmal zu verstellen suchte, war mir gänzlich unbekannt.

„Wenn man Verse an Damen richtet, fuhr meine Unbekannte fort, muß man sie nicht dreihundert Stunden weit reisen lassen, um sich dafür beim Verfasser zu bedanken.“

— „Aber, schöne Maske, Wien ist dreihundert Stunden von Paris, Petersburg und Neapel, an

welchen drei Orten ich mitunter unglücklicher Weise einige Verse an Damen gerichtet habe. Erklären Sie sich also genauer, schöne Maske, sonst werde ich meiner unbekannten Heroine lange nachreisen müssen."

— „Nun, nehmen wir an, es sei Petersburg, und Lafont hätte die Verse in Musik gesetzt."

— „Dann bin ich nicht eitel genug, daß meine Eigenliebe sich bis zu der Quelle des Dankes erheben sollte."

— „Warum nicht, wenn das Lob Vergnügen gewährt hat."

— „Ja," sagte die andere Dame, welche noch nicht gesprochen hatte, „wenn dargebrachter Dank ein Beweis von Vergnügen ist."

Man sagt mit Recht, daß häufig ein ganzes Leben in einem einzigen Augenblicke sich erfüllt. Ich hatte sogleich diese Stimme erkannt, welche ich nur ein einziges Mal erst gehört hatte. Dieser so seltsame schimmernde Traum, er stellte sich also, mit seiner ganzen süßen Täuschung, wieder meinem Herzen dar. Ich wußte nicht, was ich auf die an mich gerichteten Fragen antworten sollte. Selbst die Redefreiheit, welche die Maske gewährt, schien meine Verwirrung nur zu vergrößern. Ich hätte nur mit Moncrif murmeln können:

„Das Wort, aus einem Göttermund entflohen,
„Verwirrt mein Herz, treibt Roth mir in's Gesicht;
„Zu kühnes Wagniß wäre das Errathen,
„Undankbarkeit, errieth' mein Herz es nicht!"

„Wie? Sie antworten nichts," sagte mir dieselbe Stimme.

— „Der schüchterne Vogel, schöne Maske, kann wohl beim Aufgehen der Sonne singen, aber der Adler allein wagt, gerade in die Strahlen hineinzusehen."

Ich suchte darauf die beiden Damen aus dem Gedränge wegzuziehen, um mehr Freiheit zu der Unterredung zu haben, von der unzweifelhaft mein ganzes Leben abhängen sollte; aber der Oberkammerherr Nariskin näherte sich uns, erkannte die Sprecherinnen, nahm ihren Arm, und entfernte sich mit ihnen. Da hatte ich keinen Zweifel mehr: ich hatte den Engel eines Traumes gesehen, von dem ich jetzt erst im Himmel aufwachen werde.

Ich war an meinem Platze, wie geblendet von der Erscheinung, stehen geblieben. Darauf wollte ich den beiden Dominos nachstürzen, und lief wie ein Unsinniger durch den Saal, mein Blick suchte ängstlich und sah doch nichts. Diese abwechselnd geräuschvolle oder zärtliche Musik erschien mir nur wie ein leerer Klang. Der Klang, welchen ich suchte, war der Ton der zauberischen Worte, welche mein Herz so tief bewegt hatten. Aber ich machte vergebliche

Bestrebungen, die Damen wieder zu finden, und das Gespräch wieder anzuknüpfen. Die Menge hatte uns auf immer getrennt.

In einem der abgelegenen Säle traf ich den Fürsten Cariati in sehr lebhafter Conferenz mit einer als Zigeunerin verkleideten Dame, welche gleich erkennbar war. Es war die Gräfin Z . . . ka, unsere Nachbarin auf der Jägerzeil.

„Ich will Sie an einem Complotte Theil nehmen lassen, sagte sie zu mir: es handelt sich um eine ziemlich complicirte Bosheit, die Folge einer auf diesem Balle angefangenen Intrigue, welche seit einigen Wochen sich fortspinnt. Der Gegenstand, der mich ein wenig beunruhigen will, verlohnt wohl der Mühe. Alles wird bald vorbereitet sein, wir müssen von unserer Seite unsern Angriffsplan machen. Und ich rechne auf Sie.

Eine zu begehende Bosheit, die Einweihung in eine Intrigue, eine Verschwörung unter dem Befehle einer schönen Dame, was bedarf es da mehr, als Mitschuldige herbeizulocken: ich sagte also zu. Die Gräfin verließ uns lachend.

Von dem Gemurmel der Gespräche, dem Geräusche der Musik, der betäubenden Gleichförmigkeit des Walzers ermüdet, bemerkte ich meinen Freund, Herrn Achill Rouen, der allein auf einem Sopha saß, und von dem Ball ziemlich gelangweilt schien. Ich fragte

ihn, ob er nicht die beiden Dominos gesehen habe, welche ich so ungeduldig wiederzufinden suchte.

„Wenn es die sind, sagte er zu mir, welche der Oberkammerherr begleitete (er machte mir eine genaue Beschreibung von ihnen), die haben den Ball schon längst verlassen.“

Von dem Augenblicke ab hörte alles Vergnügen des Abends für mich auf. In unserer Unterhaltung über den Congreß und die Neuigkeiten des Tages nahm der Name des Herrn von Talleyrand natürlicher Weise einen sehr bedeutenden Platz ein, da es derjenige war, welchen man damals in allen großen und schwierigen Fragen der Politik am häufigsten nannte. Der französische Diplomat hatte dabei, wie man weiß, das doppelte Ansehn seiner Stellung und seiner Erfahrung. Achill Rouen, der ihn alle Tage sah, war ihm aufrichtig ergeben.

„Es ist unmöglich, sagte er, Herrn von Talleyrand genau zu kennen, ohne ihn auch zu lieben. Alle, die ihm näher getreten sind, urtheilen gewiß so wie ich; es ist ein wunderbares Gemisch von Einfachheit und Erhabenheit, von Anmuth und Verstandeskraft, von Scharfsinn und Umgänglichkeit in ihm. In seiner Nähe lernt man, ohne es zu merken, die Geschichte aller Zeiten, und tausend Anekdoten über alle Höfe: mit ihm durchläuft man eine Gallerie,

welche ebenso abwechselnd und lehrreich an Ereignissen wie an Persönlichkeiten ist."

— „Und dennoch, mein lieber Achill, wie sehr hat man ihn nicht geschmäht; muß die Mittelmäßigkeit das Talent seine Erfolge so theuer bezahlen lassen, so sind in Wahrheit diejenigen glücklich, bei welchen ein bescheidenes Verdienst den Neid nicht erweckt."

— „Die Geschichte wird eben so viel Gutes von Herrn von Talleyrand sagen, als seine Zeitgenossen ihm Böses nachgesagt haben. Wenn ein Staatsmann in einer langen und schwierigen Laufbahn sich viele treue Freunde bewahrt hat, und nur wenige Feinde zählt, so muß man ihm wohl ein weises und gemäßigtes Benehmen, einen ehrenwerthen Charakter und eine große Geschicklichkeit zuerkennen. Aber bei dem Fürsten ist das Herz noch vortrefflicher, als seine andern Vorzüge. Vor einiger Zeit kam Herr von R., und wollte sich von ihm zwanzig tausend Francs leihen, Herr von Talleyrand lieh sie ihm; einen Monat darauf erfuhr man, daß Herr von R. in Folge von unglücklichen Vermögensverhältnissen sich erschossen habe."

„„Wie glücklich bin ich, es ihm nicht abgeschlagen zu haben,"" sagte sofort der Fürst.

„Ein solches Wort schildert den ganzen Menschen."

„Aber bei dieser Gelegenheit, welches ist denn je-

ner Umstand, an welchen er neulich bei sich erinnert hat, und welcher, wie er uns sagte, auf Ihr ganzes Schicksal hätte Einfluß haben können."

— „Die Erinnerung daran, mein theurer Achill, kommt mir nie in die Gedanken, ohne daß ich Bedauern empfinde, eine von jenen seltnen Gelegenheiten nicht benutzt zu haben, welche sich mitunter der Jugend darbieten. Alles hängt von einem Augenblicke ab, wenn man sich eine Laufbahn eröffnen, oder einen Freund oder eine Freundin erwerben will. Man muß den Gott der Gelegenheit zu ergreifen wissen, wenn er sich zeigt: unser Bedauern rührt ihn nachher nicht mehr, wenn man seine günstige Laune zu benutzen vernachlässigt hat."

In diesem Irrgang des Lebens hat der Weg, welchen man befolgt, der Abhang, welchen man hinabgezogen wird, der Ausweg, den man findet, das Ziel, bei welchem man anlangt, unzählige kleine bestimmende Ursachen: unsere Absicht und unser Wille gelten sehr häufig viel dabei, mitunter aber auch gar nichts. Die kleine Geschichte, welche Sie zu wissen wünschen, ist der Beweis davon.

Seit zwei Monaten bewohnte ich Raincy. Herr Ouvrard, welcher damals auf der größten Höhe seines Vermögens war, hatte mir erlaubt, über ein Zimmer in dem Pavillon am Brunnen zu verfügen. Ich war siebzehn Jahre alt; Sie kennen die Umstände,

welche mich bereits in so frühem Alter mit der ganzen damaligen Jugend Frankreichs in Berührung gebracht hatten.

Herr Daneucourt gab im russischen Hause des Parks ein festliches Diner, bei welchem man seine Ernennung zum General-Kapitain der Jagden feiern sollte. Die Gäste waren die Herren von Talleyrand, Destillières, Montron, Duvrard, der Admiral Bruix, die Generale Lannes und Berthier und die einzige Dame Madame Grant, welche späterhin Herrn von Talleyrand heirathete. Trotz aller Grundstoffe zum Interesse und einer solchen Vereinigung von geistreichen Leuten wollte die Unterhaltung nicht recht fort: um sie wieder zu beleben, fragte mich Herr Duvrard, wie ich es gestern gemacht habe, um nach Paris zurückzukehren: mein Pferd hatte sich auf der Jagd verwundet und durch ein merkwürdiges Zusammentreffen befand sich im Stalle kein einziges Pferd, weder zum Reiten, noch zum Fahren.

„Ich habe ein sehr einfaches Mittel angewandt," antwortete ich ihm, „das Sie kennen lernen sollen. Als ich vom Brunnen nach den Ställen hinabging, fand ich außer meinem halbruinirten Pferde kein einziges, über das ich hätte verfügen können; um drei Uhr aber mußte ich in Paris sein: Madame Recamier, die Leiterin meiner Kindheit, sollte daselbst eintreffen, und ich war ungeduldig, ihr ein Kind zu

zeigen, das durch die Taufe der Freuden, der Jagden und Vergnügungen, und endlich durch den Umgang mit Männern, die seitdem groß geworden sind, zum Manne gereift war. Wenn man sich weder ziehen noch tragen lassen kann, so ist es ganz natürlich, zu gehen; ich faßte also den Entschluß, zu Fuß zu marschiren."

„Die Hitze war drückend, wohl oder übel befand ich mich gegen Mittag auf der Ebene zwischen Bondy und Pantin, todtmüde und vom Hunger gequält hielt ich bei einer Mühle an, welche nahe am großen Wege gelegen war, und ließ mir ein Frühstück auftragen. Als dies erste Bedürfniß befriedigt war, dachte ich an das zweite, und fragte den Müller, ob er mir nicht ein Pferd verschaffen könne."

„Ich habe das meinige," antwortete er mir, „für einen Kronenthaler steht es Ihnen zu Diensten, es wird Sie bequem tragen und morgen, wenn ich nach Paris komme, werde ich es von Ihnen abholen."

„Man führte das Roß vor; es hatte die Gestalt eines Esels, diente zu demselben Gebrauche, und das ganze Geschirr bestand in einem Packsattel."

— „Wie soll ich denn darauf reiten," sagte ich zum Müller, „haben Sie nicht einen Sattel? Mein Gott, da hängt ja einer an der Mauer."

— „O mein Herr, mein Sattel, mein schöner

englischer Sattel, der ist neu und den verleihe ich nicht."

„Ich bitte, ich dringe in ihn, aber er war hartnäckig, der Müller, und nahm keine Vernunft an. Ich dachte meinerseits daran, welche Figur ich spielen würde, wenn ich auf diesem unedlen Saumsattel durch Paris reiten würde, der niemals etwas anderes getragen hatte, als Mehl oder Dünger."

„Und doch mußte ich das Pferd haben, und dazu den Sattel."

„Lassen Sie sehen, meine Herren," sagte ich und wandte mich an die Gäste, „wie Sie sich benommen haben würden, um die Hartnäckigkeit des Müllers zu besiegen? Sie, Ouvrard, der durch Hülfsmittel, welche man bewundern muß, unsern militairischen Ruhm ernährt; Sie, Daneucourt, der, aller Listen eines Fuchses ungeachtet, doch zehn irregeleitete Meuten wieder auf den rechten Weg zu bringen weiß; Sie, Herr Admiral, der dem Sturm wie den feindlichen Kanonen trotzt; Sie, Herr Berthier und Lannes, die in Italien und Aegypten sich als die Parmenio's des neuen Alexanders gezeigt haben; Sie, Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Talleyrand, der Sie ein so gründlicher Beobachter der Personen wie der Begebenheiten sind, was hätten Sie gethan, um diesen Sattel zu erhalten, den man um keinen Preis abtreten wollte? . . . Sie lachen, meine Her-

ren, aber mit Lachen ist die Frage nicht beantwortet. Hier ist Ihr Meister," sagte ich und zeigte auf Madame Grant, „ihr Lächeln beweist mir, daß sie mein Mittel errathen hat."

„Ich wandte mich an die Müllerin und vermöge einiger Schmeicheleien interessirte ich sie für meine Noth. Der neue Sattel, das Pferd und wenn ichs gewollt hätte, die ganze Mühle hätte zu meiner Verfügung gestanden, so mächtig ist in der Hütte wie in Palästen der Einfluß des weiblichen Willens."

„Ich hatte kaum diese närrische Geschichte erzählt, mein lieber Achill, als man auf meine Gesundheit trank und dem Ergebniß meiner Unterhandlung Beifall zurief. Wie alle Kinder, deren Geschwätz man duldet, wurde ich dreist und schwatzte hin und her. Und jeder Einfall, den ich hatte, erfreute sich der Billigung der Madame Grant, Herr von Talleyrand, welcher damals sehr in sie verliebt war, weil sie besaß, was nach seiner Ansicht eine Frau vollkommen macht, eine angenehme Haut, einen angenehmen Athem und einen sanften Charakter, Herr von Talleyrand gab ihm gleichfalls seine Billigung, die andern Gäste ahmten ihm nach und fanden es bequemer, der Meinung eines geistreichen Mannes zu folgen, als sich die Mühe zu geben, eine eigne zu haben.

Als wir vom Tische aufstanden, zog mich Herr von Talleyrand in eine Ecke des Saals und plau-

derte mit mir; er schien an der Erzählung von meinen Reisen in Schweden und Dänemark Gefallen zu finden. Das Bombardement von Kopenhagen, dem ich beigewohnt hatte, interessirte ihn. Meine Bemerkungen über die Emigration und die Emigrirten in Hamburg schienen ihm richtig zu sein. Er sagte mir dies und sprach:

— „Besuchen Sie mich morgen in Paris, ich werde Sie erwarten. Aber Sie sind noch sehr jung und werden es vielleicht vergessen. Versprechen Sie mir, es nicht zu unterlassen.

Diese Worte sagend, drückte er mir die Hände auf die liebreichste Art. Madame Grant, welche sich uns genähert hatte, vereinigte ihre Aufforderung mit der seinigen. Ich versprach es: und ich hätte es halten sollen; denn es war das eine von den glücklichen Gelegenheiten, welche häufig die Grundlage einer ganzen Bestimmung sind, und welche der große Friedrich Seine Majestät den Zufall nannte.

Aber, mein lieber Achill, das Glück ist eine Kugel, nach welcher wir unaufhörlich laufen, und die wir, wenn wir sie eingeholt haben, mit dem Fuße fortstoßen. Am andern Tage war ich nicht bei Herrn von Talleyrand, die unglückselige Schüchternheit, welche sehr häufig die Pläne der Jugend zerstört, hatte mich überkommen. Ich wage es nicht zu sagen, daß ich zugleich auch die Folgen jenes Wohlwollens

fürchtete. Was konnte man, fragte ich mich, mir anbieten gegen die Aufeinanderfolge von Glück und Vergnügungen, aus welchen mein Leben zusammengesetzt war. Ich fürchtete das Ende eines Traumes, dessen Dauer meine Sorglosigkeit zu verlängern suchte. Und dennoch hätte die Berührung mit einem solchen Manne, seine Zuneigung, sein Einfluß, meinen Ideen und meiner Laufbahn eine andere Richtung gegeben, mit einem Worte, mir eine andere Existenz geschaffen. Ja, mein Freund, ich hatte auf meinem Wege den Gott der glücklichen Gelegenheit gefunden: ich habe ihn nicht zu fesseln gewußt, und erfuhr zu spät erst, daß er geflügelt ist, wie das Vergnügen.

„Es setzt mich nicht in Verwunderung," sagte Rouen, „daß der Fürst, der nichts vergißt, sich an diesen Umstand erinnert hat."

Seitdem habe ich häufig darüber nachgedacht, und stets bedauert, dem Herrn von Talleyrand keine Kenntniß von den Beweggründen gegeben zu haben, welche mich seines Schutzes damals verlustig machten, um den so viele Andere ehrgeizig sich bemühten.

— „Wahrhaftig, Ihre Geschichte erinnert mich an das, was man mir jüngst zu Rom von dem Banquier Torlonia erzählte: sein großes Vermögen ist gleichfalls die Folge von einer jener Inspirationen, welche das Schicksal eines Menschen mit sich fortreißen."

„Torlonia war in niedrigen Verhältnissen geboren, und begann mit einem kleinen Bijouteriehandel zwischen Paris und Rom. In der Folge eine Art von Banquier geworden, kam er durch einen unverhofften Umstand in ziemlich genaue Berührung mit dem Cardinal Chiaramonti. Nach dem Tode Pius VI. sollte das Conclave zur Wahl des neuen Pabstes in Venedig gehalten werden. Da es ihm an Geld fehlte, konnte Chiaramonti sich nicht dorthin begeben; Torlonia schoß ihm auf gutes Glück einige hundert Thaler vor. Der Cardinal benutzte diese Summe, um nach Venedig zu gehen, wo er in der St. Georgenkirche unter dem Namen Pius VII. zum Pabst erwählt wurde. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst ernannte der Pontifex ihn zum Hofbanquier, zum Marquis und endlich zum Herzog. Heute ist in Folge jenes Darlehns Torlonia einer der reichsten Capitalisten in Europa."

Bei den letzten Worten dieser philosophischen Unterhaltung kamen Ypsilanti, Tettenborn und einige andere Freunde, um uns anzukündigen, daß wir beim Souper erwartet würden. Wir folgten ihnen in den Speisesaal, wo sehr viele von den Gästen uns gleichfalls einige glückliche Episoden, als Beitrag zu dem Artikel: Gelegenheit in dem Lexicon des Glückes, hätten liefern können.

Während des Soupers unterhielt man sich wie-

der von Herrn von Talleyrand und dem hohen Einflusse, welchen sein Charakter ihm bei den Erörterungen des Congresses erworben hatte. Man sprach von der unerschütterlichen Verschwiegenheit, welche er als die Seele der diplomatischen Verhandlungen bezeichnet und allen Personen ans Herz gelegt hatte, welche er anstellte. Bei dieser Gelegenheit erwähnte man die Antwort, welche Herr D . . . neulich bei einer Gesellschaft gegeben hatte, in welcher die Rede war von Herrn von Talleyrand und von den Eigenheiten seines Lebens.

Herr D . . . war schon seit zwanzig Jahren in der Umgebung dieses Fürsten, hatte ihn niemals verlassen und war ihm auf den Congreß gefolgt. Man vermuthete, daß diese Vertraulichkeit ihn in den Stand gesetzt hatte, eine Menge von Umständen über den Minister und die Ereignisse zu kennen, bei denen dieser betheiligt gewesen ist. Mit Fragen bestürmt, antwortete er auf Alles, daß er nichts wisse. Die Fragenden schienen ungläubig und drangen weiter in ihn.

„Nun gut," sagte endlich Herr D . . ., „ich will Ihnen lieber von Herrn von Talleyrand eine unbekannte Eigenthümlichkeit mittheilen. Seit Ludwig XV. ist er der einzige Mann in Europa, welcher mit einer einzigen Wendung seines Messerrückens ein gesottenes Ei auszuleeren versteht. Das ist Alles, was ich Besonderes von ihm weiß."

Man begriff die Discretion und die Fragen hatten ein Ende.

Darauf erzählte man noch einige von den so bestimmten und energischen Aussprüchen des Herrn von Talleyrand, welche die Ereignisse überlebt haben, durch welche sie hervorgerufen wurden. Der Fürst Reuß näherte sich unserm Tische, sprach einige Worte mit Herrn Rouen, und verließ uns darauf wieder.

„Es war sein Vater, der regierende Fürst,“ sagte einer der Gäste, „der zu Zeiten des Directoriums eine officielle Depesche auf folgende Weise begann: „Der Fürst von Reuß erkennt die französische Republik an.“ Herr von Talleyrand, der in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihm darauf antworten mußte, setzte an die Spitze die Worte: „Die französische Republik fühlt sich sehr geschmeichelt, die Bekanntschaft des Fürsten Reuß zu machen.“

Als ich diese Freunde verließ, konnte ich mich eines unbestimmten Gefühls des Bedauerns nicht erwehren, welches die Erinnerung an mein Abentheuer zu Raincy in mir rege gemacht hatte.

Ich dachte an diese Gelegenheit, welche mir Herr von Talleyrand dargeboten, und welche meine Unachtsamkeit zu benutzen verschmäht hatte. Aber bald verscheuchte ich diese lästige Betrübniß und erinnerte mich daran, daß seit jener Zeit der Zufall mir auch

manche glückliche oder glänzende Tage zuertheilt habe. Nachdem ich in die Vergangenheit zurückgegangen war, versetzte ich mich wieder in die Gegenwart mit allen ihren Freuden, ihren freundschaftlichen Beziehungen und ihrem Glücke überhaupt: möchte die Vorsicht, sagte ich zu mir, mir nur die Gunst gestatten, diese frohen Bilder meiner Jugend noch lange Zeit fortzusetzen, und die Erinnerung daran verschönt heut noch mein Alter.

X.

Krankheit des Prinzen von Ligne. — Der Graf Witt. — Der Gesandte Golowkin. — Der Doctor Malfati. — Fortschritte der Krankheit. — Die letzten Einfälle des Sterbenden. — Allgemeiner Schmerz. — Characterbild des Prinzen von Ligne. — Sein Leichenbegängniß. —

Eines der schmerzhaftesten Ereignisse meines Lebens, der Tod des Prinzen von Ligne, trübte die Freuden des Congresses, der Eindruck dieses unerwarteten Ereignisses war so lebhaft und so schmerzlich, daß noch heute, nach einem Vierteljahrhundert, alle Einzelnheiten davon meinem Gedächtnisse gegenwärtig sind.

Ich begab mich zu meinem vortrefflichen Freunde, um ihm meinen fast täglichen Besuch zu machen. Nicht weit von seiner Wohnung traf ich den Grafen Witt; er wünschte mich zu begleiten. Wir fanden den Prinzen im Bette und leidend, er hatte bei dem unglücklichen Stelldichein auf dem Walle sich eine Erkältung zugezogen und gestern Abend auf dem Re-

doutenballe, wo ich ihn so getröstet gefunden hatte, die Unvorsichtigkeit begangen, ohne Mantel bei einer Kälte von sechs Graden hinauszugehen, um einige Damen zu ihrem Wagen zu geleiten. Noch kein bedenkliches Symptom hatte sich gezeigt, er hatte blos etwas Fieber, und die Nacht war sehr unruhig gewesen.

Er empfing uns nichtsdestoweniger mit der liebreichen Anmuth, welche ihn niemals verließ. Wir sprachen von dem Getümmel in Wien, von einigen Neuigkeiten des Congresses, und endlich von der Kriegskunst, dem Lieblingsgegenstand des alten Marschalls sowohl, wie des jungen russischen Generals. Er behandelte alle diese Gegenstände mit jenem fein scherzenden Tone, oder dem sinnreichen Ernste, den man an ihm gewohnt war. Der Graf Witt sagte endlich, als er Abschied nahm, zu ihm:

„Die Wiener Gesellschaft, mein Prinz, wird sehr betrübt sein zu erfahren, daß ihr schönster Schmuck bettlägerig ist.

— „Wenigstens," antwortete er lachend, „wird man auf mich nicht das schlechte Wortspiel des Marquis von Bièvre anwenden, indem man ausruft: Quel fat alité. Geckenhaftigkeit war nie mein Fehler*).

---

*) fat alité, bettlägriger Geck; fatalité, Mißgeschick.

„Meine Herren, die Müssiggänger von Wien werden eine neue Beschäftigung durch den Commentar meiner Krankheit erhalten, aber ich werde ihre Muße nicht lange beschäftigen. Ich will mich wohl befinden und sei es auch nur, um ihnen einen Streich zu spielen.“

— „Und noch mehr,“ sagte der Graf Witt zu ihm und ergriff seine Hand, „um Diejenigen glücklich zu machen, mein Prinz, welche Sie lieben und bewundern, und um im nächsten Frühjahr die Militaircolonieen am Kaukasus zu besuchen, welche der Kaiser als Seitenstück zu den Ihrigen in Galizien errichten läßt, und von denen Rußland sich eine glückliche Zukunft verspricht. Ich muß heute Morgen noch den Plan davon mit Alexander erörtern: und da Niemand so sehr auf militairische Pünktlichkeit hält, als er, so bitte ich, mich zu entschuldigen, wenn ich so bald schon Sie verlasse.“

Er drückte ihm die Hand und ging fort.

„Niemals kann ich den Grafen Witt sehen,“ sagte darauf der Prinz zu mir, „ohne mich in die schönsten Tage meines Lebens, in die Jahre zu versetzen, welche ich unter den Augen seiner bezaubernden Mutter verlebt habe: ja bezaubernd! Dieser Typus von Schönheit ist aus der Welt verschwunden, es waren die orientalischen Formen mit der Anmuth des Occidents. Man mußte sie sehen, diese Gräfin

Witt, als sie am französischen Hofe erschien, welchen Eindruck sie da hervorbrachte, es war ein allgemeiner Enthusiasmus. Ich erinnere mich, daß, da sie bei jeder Gelegenheit ihre schönen Augen rühmen hörte, welche in der That die schönsten der Welt waren, sie sich einbildete, das Adjectivum sei vom Substantivum unzertrennlich. Eines Tages sagte die unvergleichliche Marie Antoinette zu ihr:

„Was ist Ihnen, Gräfin, Sie scheinen leidend."

— „Madame," antwortete sie, „meine schönen Augen thun mir weh."

„Der Himmel weiß, wie oft dies Wort wieder erzählt, naiv und reizend gefunden, und auf die Huri angewendet wurde, welche es gesagt hatte! Das Leben dieser so schönen, so vollendeten, so guten Frau, mein Kind, welche Trembecki und Sie wetteifernd gefeiert haben, ist gleichfalls eins von den seltsamen Spielen des Geschickes und des Zufalls, den Friedrich der Große so richtig bezeichnet hat."

— „Ja, mein Prinz, während meines Aufenthaltes in Tulczim, habe ich im Allgemeinen von der Geschichte der schönen Fanariotin sprechen hören. Und ich verdanke Ihrer Güte die Ergänzung zu den kostbaren Detail's über eine Existenz, welche ganz und gar das Interesse eines Romanes hat. Ich habe sie sorgfältig notirt, und mir alles aufbewahrt, was ich Ihrer Güte verdanke."

— „Diese Nachrichten sind von der strengsten Genauigkeit, denn sie hat sie mir selbst mitgetheilt.“

„Man verkündet jeden Tag,“ fuhr er fort, „das Ende des Congresses, es soll alles mit dem funfzehnten dieses Monats beendet sein, ich glaube aber nicht daran: denn diese Mystification ist zu oft wiederholt worden. Aber wenigstens wollen wir hoffen, daß der Monat Mai den Abschluß dieser ernsthaften Debatten herbeiführen und uns unsere Freiheit geben wird. O wie glücklich bin ich dann, die Militärcolonien des Grafen Witt besuchen zu können. Aber ich weiß nicht, ob ich nicht lieber, bevor ich diesen weiten Ausflug unternehme, versucht sein werde, erst Beloeil zu besuchen, das ich so sehr geliebt habe, und das meine Wiege war. Ja mein Kind, Sie sollen mit mir kommen: ich will Ihnen Beloeil zeigen, das der schönste Garten Europas wäre, wenn Versailles nicht existirte.“

Ich bemerkte, daß ihn die Unterhaltung etwas anstrengte, nicht ohne ein unbestimmtes Gefühl von Unruhe und Traurigkeit verließ ich ihn.

Von diesen düsteren Gedanken bestürmt, wollte ich mich erkundigen, ob der Fortschritt des Uebels, den ich am Morgen voraus zu sehen geglaubt hatte, stattgefunden hatte, oder nicht, und besuchte ihn deshalb noch vor dem Ende des Tages. An seinem Bette fand ich den Doctor Malfati und den Grafen

Golowkin, der durch seine erfolglose Gesandtschaft nach China bekannt ist. Der erste schalt den Prinzen wegen der Unvorsichtigkeiten in den beiden letzten Nächten aus, Unvorsichtigkeiten, welche die ernsthaftesten Folgen haben konnten. Seit dem Morgen schon hatte sich eine heftige Rose ausgebildet, und der Kranke war bedeutend schwächer. Golowkin, welcher nicht mehr Glauben an die Medicin und an die Aerzte hatte, suchte sein Unruhe zu verscheuchen.

„Die Facultät mag es mir verzeihen,“ sagte der geistreiche Greis zu uns, „aber ich habe stets zu der Sekte der Ungläubigen gehört, versteht sich in der Medicin. Sie wissen, welche Mittel ich auf meiner fabelhaften Reise in Taurien mit der großen Katharina anwandte. Sie drängte mich, mich den gelehrten Aussprüchen des Hippokrates zu unterwerfen: „Ich habe Madame,“ antwortete ich, „eine eigenthümliche Art mich zu behandeln. Bin ich krank, so rufe ich meine beiden Freunde Segür und Cobentzel, den einen lass' ich laxiren und verordne dem andern einen Aderlaß; und dann bin ich curirt.“

„Die Zeiten haben sich sehr geändert, mein Prinz,“ erwiederte ihm der Doctor etwas erzürnt; „und wenn ich mich nicht irre, so sind seitdem sechs Lustra vergangen. Lassen Sie einmal sehen: rechnen wir einmal die Jahre zusammen: das macht nach meiner Rechnung ....“

— „Halt, halt, Doctor, rief der Kranke lebhaft, lassen wir uns auf keine Rechnungen ein. Meine Feinde ... ich habe sie niemals gezählt! ... Und wie können Sie als ein Mann von Geist mir sagen: „die Zeiten haben sich verändert? Wer könnte sich überreden, daß man mit dem Alter ein anderes Gesicht bekommt? Findet man sich nicht jeden Morgen fast genau so wieder wie am Abend vorher? ... Man bildet sich vielleicht ein, weil alle Arten von Vergnügungen erschöpft sind, würde ich, um wieder etwas Lebhaftigkeit in die Monotonie hineinzubringen, den Leuten das Schauspiel der Beerdigung eines Feldmarschalls geben. Nein, nein ich bin nicht Hofmann genug, um den Darsteller eines solchen Zeitvertreibes gutwillig abzugeben; ich will auf diese Weise das königliche Parterre des Schauspielsaales des Congresses nicht amüsiren."

Diese bekannten Worte des Prinzen von Ligne sind immer auf das Seltsamste entstellt worden; die meisten Geschichtsschreiber haben ihm eine Philosophie angedichtet, die ohne Zweifel sehr wünschenswerth ist, aber nie die seinige war. Alle haben ihn sagen lassen:

„Ich will diesen Königen das Schauspiel der Beerdigung eines Feldmarschalls verschaffen."

Keiner indeß hat Gelegenheit gehabt, wie ich, seine

wirklichen Worte zu hören, und keiner von ihnen kannte oder ahnte nur den Character des berühmten Greises.

„Ich will nicht sagen," fügte er hinzu, „daß ich nicht tausendmal mein Leben für die Herrscher hingegeben hätte, welche ich verehrt habe, ja, aber auf dem Schlachtfelde, das wäre ein Soldatentod gewesen. Heute aber wäre es der Tod eines Hanswurstes, und zu dem habe ich mich nie hergegeben. Mögen also die Herrn von dem Festcomité die Gewogenheit haben, diesen Artikel aus ihrem Festprogramme zu streichen. Ich habe niemals die Gewohnheit gehabt, das Theater in dem interessantesten Augenblicke des Drama's zu verlassen. Ich möchte sehen, wie sich dieses hier noch entwickelt: ich lebe; ich will leben und sei es auch nur aus Neugier . . . Nein, ich gedenke noch lange nicht die Grabschrift meines Freundes, des Marquis Bonnay, nöthig zu haben. Ich will einem Andern die Sorge überlassen, sein Wortspiel in den Marmor eingraben zu lassen*).

Malfati, obgleich er ihm dringend anbefahl, sich

---

*) Folgendes ist das Epigramm, über das der Prinz selbst am meisten gelacht hat:

Ci-gît le prince de Ligne:
Il est tout de son long couché.
Jadis il a beaucoup péché,
Mais ce n'était pas à la ligne.

sehr in Acht zu nehmen, bemühete sich, ihn zu beruhigen und jeden Todesgedanken von ihm zu entfernen.

„Es muß doch einmal dahin kommen,“ sagte der Prinz; „ich weiß es. Diese Nacht habe ich sehr stark daran gedacht, ich hätte beinahe Lust gehabt, es durch mehrere Artikel zu beweisen, welche ich in der Eile niedergeschrieben habe. Ich werde sie später vollständiger ausführen. Hören Sie mir zu, und sehen Sie andere nach, ob Sie sich in diesen Kategorien befinden: beschäftigen Sie sich nicht mit mir. Was den Doctor anbetrifft, so kann es ihm künftig zum Texte dienen, wenn er seinen Kranken Ergebung zu predigen hat.“

Darauf zog er unter seinem Kopfkissen ein Heft hervor, und begann uns daraus vorzulesen: einige von den Reflexionen haben außer dem Verdienste pikanter und origineller Wendungen auch noch das einer angenehmen und tröstenden Philosophie.

„Der Tod sagt einem guten Bewußtsein, welches der Belohnung sicher ist, die es in der andern Welt erhält, zu; gleichfalls aber auch dem bösen Bewußtsein, welches nicht daran glaubt, und in dieser Welt gepeinigt, nicht böse darüber ist, dieselbe zu verlassen, um nicht mehr zu sein, wie ihm der Unglaube zuflüstert; den glücklichen Leuten kommt er gelegen, weil, wenn sie ihre Tage nicht in der Zeit ihres Glückes beenden, das Leben ihnen bald vergiftet werden wird;

den Thoren, den Unglücklichen am Hofe und in der Liebe, gleichfalls, obgleich sie nur Märtyrer ihrer Neigung und der Gunst der Könige und der Frauen durch ihre Schuld sind; dem Weisen, weil er es überdrüßig ist, so vielen Thoren zu begegnen; dem Tugendhaften, weil er über die vielen Bösen in der Welt sich erzürnt; dem Kriegsmanne, weil er untröstlich ist zu sehen, daß denen, welche nichts gesehen, nichts gelesen, nichts gelernt, nichts gekonnt haben, mehr Glauben geschenkt wird als ihm."

Nach dieser kleinen moralischen Vorlesung, von welcher die Aerzte Nutzen ziehen könnten, verließ uns Malfati. Golowkin erzählte, um den Kranken zu zerstreuen, ihm von seiner Gesandtschaft nach China: die Abwechselung der Schilderung schien diesen wieder zu beleben. Seine Gedanken entfernten nach und nach sich von der Möglichkeit einer Gefahr, und er begann mit Vergnügen auf die erste Begebenheit seiner Jugend zurückzukommen.

„Als ich noch Kind war," sagte er, „trugen die Dragoner des Regiments Ligne mich der Reihe nach auf ihrem Arm; und von dieser Zeit stammt meine Liebe zu den Soldaten her. Es ist dies eine Art von Liebe, welche, ganz im Gegensatz zu der andern, mir häufig mit Hingebung belohnt worden ist."

Indessen hatten die sechs bis acht Stunden seines Krankseins seine Züge schon so angegriffen,

daß sie einen unheimlichen Ausdruck annahmen. Er wollte lächeln, aber seine Lippen zogen sich nur mit Anstrengung zusammen: es war ein kurzer Kampf zwischen dem Schmerze und seinem Geiste. Endlich trug sein Muth und seine Energie den Sieg davon: und der Schmerz mußte unterliegen."

Seine Tochter, die Gräfin Palfi, trat ein, um ihm die Medicin zu bringen, welche Malfati verordnet hatte: wir verließen ihn. Als der Graf Golowkin mit mir auf dem Walle war, konnten wir uns unsere lebhafte Unruhe nicht verhehlen. Golowkin liebte den Prinzen mit Begeisterung.

„Welcher Verlust," sagte er, sich gegen das kleine Haus umwendend, „welcher Verlust für seine Freunde und für seine Familie, wenn dies schöne Leben enden sollte! Wo soll man ein solches Muster alter Ritterlichkeit, der fleckenlosesten Rechtschaffenheit und des gewähltesten Umganges wiederfinden? Welche Anmuth weiß er in die Art zu legen, mit welcher er dem ganzen civilisirten Europa die Honneurs von Wien macht. Wo findet man einen Mann wieder, der, wie der Prinz von Ligne, sich durch seine Sanftmuth, die Umgänglichkeit seines Characters und die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft liebenswerth macht?"

Er stand still, seine Stimme wurde bewegt, und Thränen traten ihm in die Augen.

„Wer könnte aufhören, ihn zu lieben?" fuhr

er fort," vierzig Jahre hindurch im Kriege durch eine ritterliche Tapferkeit glänzend, stets ausgezeichnet durch die Anmuth eines unnachahmlichen Geistes, liebreich gegen seines Gleichen, herablassend gegen die niederen Klassen, auf vertraulichem Fuße mit den Souverainen, von seiner Familie angebetet, ist er zu allen Zeiten seines Lebens ein Vorbild und kein Nachahmer gewesen; ja, jeder seiner Ansprüche auf Berühmtheit ist allein hinreichend, den Ruhm eines ganzen Lebens zu begründen.

„Sogar seine Fehler sind anziehend: was mich anbetrifft, so liebe ich diese Frivolität, welche man ihm vorwirft, und die so abwechselnd, so liebenswürdig, so von aller Böswilligkeit entfernt ist. Noch heute, obgleich er von der Krankheit niedergedrückt wurde, welche unerschöpfliche Leichtigkeit des Geistes legte er an den Tag, welche Tiefe unter dieser anscheinend kindischen Hülle, welche unversiegbare Anmuth! In Wahrheit, sein Geist gleicht einer Quelle, je mehr man an ihr schöpft, um so reichlicher quillt sie."

„In dem Augenblick, wo er die Schilderung dieses ausgezeichneten Mannes beendete, sahen wir den Kaiser von Oesterreich kommen; er war allein. Wenn man dieses patriarchalische Vertrauen sah, war man versucht den Voltaire'schen Vers auf ihn anzuwenden:

„Da ohne Furcht er war, so ging er ohne Waffen."

Der Kaiser erkannte Golowkin, und trat auf ihn zu. Ich entfernte mich, und ging zu Griffiths, um ihm die Besorgniß zu vertrauen, welche mir die Krankheit des Prinzen einflößte.

Am andern Morgen war ich um acht Uhr mit Griffiths bei ihm, der sein ganzes Leben lang aus der Heilkunst ein Studium gemacht hatte, und eine Art Vergnügen darein setzte, sie für eine Person in Anwendung zu bringen, welche er liebte. Wir fanden den berühmten Kranken sehr niedergeschlagen. Die Ahnung seines Todes machte ihn schwermüthig.

„Ich weiß es, sagte er zu uns, die Natur will es so. Wir müssen den Platz verlassen, den wir in dieser Welt einnehmen, damit ein anderer an unsere Stelle trete, es handelt sich also darum, sich darein zu finden .... dennoch fühl' ich es, fuhr er mit großer Rührung fort, wenn man alle Die verlassen muß, welche man liebt, ach das ist die größte Pein des Sterbens."

Bei diesen Worten konnte ich einige Thränen nicht zurückhalten.

„Nun, nun, sagte er, fürchten Sie nichts, dasmal soll die Stumpfnase noch nicht recht haben. Morgen wird mein Uebel verschwunden sein, wie ein nächtlicher Traum."

Er schwieg einen Augenblick, als ob er seine Gedanken sammle.

„O, was ist die Vergangenheit für eine traurige Sache; ist sie unglücklich gewesen, so ist die Erinnerung daran schmerzhaft; war sie glücklich, wie hart ist es dann, sich zu sagen, ich bin gewesen. Denkt man an seine schönen Augenblicke des Ruhmes und des Vergnügens, an seine Freunde, an seine Jugend, an die ersten Arbeiten, ja an die Spiele der Kindheit, so ist das ein Gedanke, um gleich augenblicklich zu sterben. Indeß, wenn ich noch einmal auf die Welt käme, würde ich fast dasselbe thun, was ich gethan habe; meine Verse und meine Liebschaften sind meine größten Sünden; und diesen Fehlern hat der Himmel noch niemals die Absolution versagt .... Ich würde mich blos bestreben, nicht dieselben Undankbaren zu machen ... Aber das gilt gleich, dann würde ich mir bei Andern Undank zuziehen....“

In jedem Augenblick schickten die höchsten Personen von Wien, die politischen, wie die militairischen Berühmtheiten, die Souveraine, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Das Gerücht von seiner Krankheit hatte sich in allen Klassen verbreitet; die Besorgniß war allgemein, eine Menge Volkes stand stets vor seiner Thüre, so lebhaft war das Interesse,

welches der edle Geist einflößte, der eben im Verlöschen begriffen war.

In der Nacht vom zweiten zum dritten Tage hatte seine Krankheit schnelle und erschreckende Fortschritte gemacht. Seine Familie umgab voller Verzweiflung sein Bett. Gegen eilf Uhr trat Malfati ein.

„Ich glaubte nicht, sagte der Kranke zu ihm, so viel Umstände beim Sterben zu machen. In der That, die Ungewißheit und Kürze unserer Tage sind gar nicht der Mühe werth zu warten."

Darauf begann er mit der größten Munterkeit von den Vermächtnissen zu sprechen, welche er ausgesetzt hatte.

„Die Erbschaft wird nicht schwer zu theilen sein: aber es mußte doch Ordnung hineingebracht werden. Was Sie anbetrifft, sagte er zu mir, so hat Ihre Familie den größten Theil davon bekommen. Einem alten Gebrauche gemäß muß ich meiner Compagnie Trabanten ein Legat aussetzen. Nun, ich habe ihr meine nachgelassenen Werke vermacht: das ist ein Geschenk, das wohl hundert Tausend Gulden werth ist."

Vergebens versuchte man, seinen traurigen Ideengang zu ändern; immer kam er wieder auf den Gedanken an den Tod zurück.

„Mir hat stets der Tod des Petronius gefallen, sagte er zu uns; da er wollüstig sterben wollte, wie er gelebt hatte, so ließ er eine reizende Musik sich

aufführen und schöne Verse recitiren. Was mich anbetrifft, ich werde es besser machen: von Allem umgeben, was ich liebe, sterbe ich in den Armen der Freundschaft .... Seid doch nicht traurig, sagte er einige Zeit darauf: vielleicht trennen wir uns noch nicht. Die eine Krankheit rettet uns häufig vor der andern viel schwereren. Ja, beruhigt Euch, es ist nur eine Wohlthat. Und übrigens kündet mir noch nichts an, daß die Prophezeihung Estrella's schon in Erfüllung gehen solle.“

— „Welche Prophezeihung, mein Prinz, fragte der Doktor?“

— „Ach, das rührt noch von einer meiner Reisen nach Paris her. Der Herzog von Orleans, den ich sehr liebte, denn er verstand es, ein Freund zu sein, zog mich eines Tages beim Herausgehen aus dem Palais Royal mit sich zu einem Hexenmeister, welcher der große Estrella genannt wurde. Dieser Zigeuner wohnte in der fünften Etage eines Hauses der Straße Froidmanteau. Er sagte dem Herzoge erstaunliche Sachen vorher, welchen Aufmerksamkeit zu schenken, mein Mangel an Glauben mich verhinderte. Was mich anbetrifft, so verkündete er mir, daß ich mit großem Lärmen sterben würde. Seit jener Zeit habe ich den Lärm zweier Belagerungen gehört: hörte, wie zwei Pulvermagazine in die Luft sprangen, und bin doch nicht dabei

gestorben. Nun, ich denke nicht, daß diese Woche hier ein großer Lärmen gewesen ist, außer etwa um kleine Sachen, Bälle, Feste, Intriguen. Viele Leute leben davon; ich habe noch nicht gehört, daß Jemand daran stirbt."

Und er bemühte sich, zu lächeln.

Plötzlich überfiel ihn eine Schwäche, die uns erschreckte. Als er sich wieder ein wenig belebt hatte, sagte er:

„Ach, ich fühle es, die Seele hat ihr Kleid abgenützt. Ich habe keine Kraft mehr zu leben ..... Aber ich habe noch die, Euch zu lieben."

Bei diesen Worten warfen sich alle seine Kinder über sein Bett, küßten seine Hände, und benetzten sie mit Thränen.

„Was macht ihr denn? sagte er zu ihnen, indem er die Hand zurückzog. Meine Kinder, ich bin ja noch nicht ein Heiliger. Haltet ihr mich schon für eine Reliquie?"

Dieser Scherz erregte uns ein viel schmerzlicheres Gefühl, als es eine herzzerreißende Klage gethan hätte. Der Doktor forderte ihn auf, einen Trank einzunehmen, welcher ihm einige Stunden friedlichen Schlafes verschaffte. Bei seinem Erwachen hatte er seine ganze Fröhlichkeit wiedergefunden; der Gedanke an den Tod schien weit entfernt von ihm zu sein. Er fing selber über das schreck-

liche Prognostikum zu scherzen an, das er am Morgen, trotz seiner Schwäche, ihn stellen gehört hatte.

„Malfati, der Bote der Stumpfnase, sagte er zu uns, hat verkündet, daß er mir heute Abend wohl einen Besuch abstatten könnte. Holla, nichts von der Galanterie! Ich, der ich nicht leicht bei meinen Rendez-vous fehlte, denke denn doch bei diesem auszubleiben .... Ha, ich werde die Verse noch etwas aufschieben, welche ich, wie Hadrian, an meine zum Entfliehen bereite Seele richten will.“

Ein Wachslicht brannte auf einem Tische dicht am Fenster.

„Mein Freund, sagte er zu seinem Kammerdiener, lösche dieses Licht aus: man könnte es auf dem Walle sehen, es für eine Leichenkerze halten und glauben, daß ich schon todt bin.“

„Ich sagte es ja, fügte er sich zu uns wendend hinzu, daß die Erkenntnisse der Fakultät nicht ohne Appellation sind. Wenigstens werden die Müßiggänger am Graben diesmal noch nicht sich mit der Neuigkeit von meinem Tode zu beschäftigen haben. Aber um noch Ball zu schlagen, ehe die Partie losgeht, faseln sie: die Kaiserin von Rußland sei schwanger.“

Er fuhr fort in demselben Tone mit uns zu sprechen, kam auf die Reisen, welche er im nächsten Frühjahr zu machen gedenke, und auf die

Werke, welche er noch vollenden wolle. Ach, wir waren weit entfernt, dies Vertrauen zu theilen: die Verheerungen der Krankheit waren nur zu sichtbar: es war fortan keine Hoffnung mehr zulässig. Malfati hatte beim Weggehen gesagt: „Die Gefahr ist groß."

Um Mitternacht verwirklichten sich die Befürchtungen des Doktors. Auf dies Wohlersein von wenigen Stunden folgte plötzlich eine gänzliche Entkräftung. Mit einem Male schien der Kranke sich zu beleben; er richtete sich in die Höhe und nahm die Stellung eines Menschen an, der kämpfen will, seine weit geöffneten Augen strahlten mit ungewohntem Glanze, und in einer unbeschreiblichen Aufregung fing er zu schreien an . . . . . „Macht die Thür zu . . . . hinaus mit Dir . . . . da kommt er herein! Werft ihn hinaus, den Stumpfnäsigen . . . . den Scheußlichen . . . ." Darauf schien er mit allen seinen Kräften gegen ihn sich zu wehren, und seine Umarmungen zurückzuweisen, indem er abgebrochene Worte ausstieß und uns zu Hülfe rief. Vor Schreck und Schmerz erstarrt, antworteten wir nur durch Seufzer. Diese letzte Anstrengung erschöpfte ihn gänzlich: er sank bewußtlos auf sein Lager zurück. Eine Stunde darauf hatte er seine Seele ausgehaucht. Es war der dreizehnte Dezember 1814.

Seine Tochter, die Fürstin Clary näherte sich

ihm, und schloß ihm die Augen. Sein Gesicht hatte nicht mehr den Ausdruck des Schreckens und Zornes, welchen es vorher während seines Kampfes gegen den Tod gehabt. Seine Züge hatten ihre Ruhe und Heiterkeit wiedererlangt, und selbst die Jugendlichkeit, welche sein Geist und seine Seele ihnen so lange bewahrt hatte: sein Mund schien zu lächeln, und dieser Mann, welcher in Allem außerordentlich war, selbst noch nach dem Tode, schien vielleicht schöner in diesem Augenblicke als zu irgend einer Zeit seines Lebens. Seine edle Physiognomie hätte dem Pinsel Lesüeurs zum Vorbild für seine herrlichen Köpfe der Erwählten des Himmels dienen können. In Ermangelung der Aureole der Heiligkeit, hatte der Prinz von Ligne die des Genies und der Güte. Seine Unsterblichkeit begann.

Am Fuße des Bettes brach ein alter Soldat in Seufzer aus. Es war der Major Doktor, welchen ich schon mehrere Male bei dem Prinzen getroffen. Er hatte für den Prinzen eine Art Kultus, der dem Fanatismus nahe kam. Man sagte, daß sehr innige Bande des Blutes ihn mit dem Marschalle verknüpften; aber sei es nun, daß die Thränen, welche über das edle benarbte Gesicht flossen, dem Gefühle der Dankbarkeit, der Bewunderung oder der Pflicht angehörten, sie sprachen deut=

lich genug die Größe seines Verlustes und die Bitterkeit seines Schmerzes aus.

Die Fürstin schnitt einige Locken der schönen weißen Haare ihres Vaters ab, und vertheilte sie an uns. Wir empfingen sie unter Thränen. Jedermann würde wohl, gleich mir, diese kostbare Reliquie von einem Manne aufbewahrt haben, den man mit so vielem Rechte bewunderte.

Der Prinz von Ligne war im Begriff, sein achtzigstes Jahr zu vollenden. Mit ihm verlosch einer der glänzendsten Sterne seines Jahrhunderts.

Die Gestalt dieses berühmten Mannes war groß, sein Wuchs gerade, sein Gang fest, sein Antlitz majestätisch, seine Manieren voll Ungezwungenheit und Anmuth. Lange weiße Haare, die Lorbeeren des Alters fielen leicht gepudert in Locken auf seine Schultern. Ein angenehmes Lächeln, ein Ausdruck voll Güte mit einem Gemisch von Scharfsinn und Spott belebte seine Physiognomie. Sein Mund war groß, aber stets wohlwollend: auf seiner breiten Stirn thronte Heiterkeit und Offenheit: sein Blick war lebhaft und schnell, seine Augen schienen Feuer zu sprühen.

Seine stets verbindliche Rede glänzte zu gleicher Zeit durch Abwechselung, Tiefe, Originalität und überraschende Gedanken. Bei ihm war das Sprin-

gende der Unterhaltung nichts als die Ueppigkeit der reichsten und beweglichsten Natur.

Mit einer nachgiebigen, unermüdlichen Güte begabt, war er zuweilen zerstreut: aber der Reiz des vertraulichen Umganges mit ihm war so groß, daß sein plötzliches Auffahren ihn nur noch liebenswürdiger machte.

Als Veteran der europäischen Eleganz hatte er im achtzigsten Jahre fast die ganze Kraft des reiferen Alters bewahrt, verbunden mit der anmuthigen Lebhaftigkeit der Jugend. Er hatte noch alle Neigungen derselben, ohne daß er deshalb lächerlich erschien. Voll Wohlwollen für junge Leute, welche er wie Kameraden zu behandeln liebte, war er von ihnen aufgesucht und angebetet.

Seine Philosophie war richtig und prunklos. Seit der belgischen Revolution trug er den Verlust eines bedeutenden Reichthums mit Muth. Wie alle Menschen von Phantasie verschwenderisch, hatte er in allen Hauptstädten Europas Theile seines Vermögens gelassen, und trotz seiner Verschwendung hatte er doch noch mehr an Geist wie an Geld ausgegeben.

Der Gedanke an seinen Tod war ihm vielleicht niemals in den Sinn gekommen: die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Launen seiner Neigungen, seine Liebe zu dem Gesellschaftsleben, dessen Schmuck

er war, Alles das unterhielt in ihm eine Frische der Einbildungskraft, eine Lebhaftigkeit der Neigung, mit einem Worte eine Jugend, deren Quelle sein Geist und sein Herz war. In jeder Beziehung rechtfertigte er das Wort Maupertuis':

„Der Körper ist eine unreife Frucht, der Augenblick seines Todes ist auch der seiner Reife."

Der Prinz von Ligne war Feldmarschall, Eigenthümer eines Regimentes Infanterie, Capitän der Trabanten und der Garde des Kaiserlichen Palastes, mit den meisten europäischen Orden geschmückt und Ritter des goldenen Vließes. Er liebte es, mit legitimem Stolze an einen seiner Ahnen, Johann von Ligne, Marschall du Hainaut, zu erinnern, der zu derselben Zeit, als Philipp, der Vater Karl des V., zum Ritter erwählt wurde.

Die Trauer für den edlen Todten wurde nicht offiziell angekündigt. Indeß war die Trauer allgemein; denn sie war im Herzen. Seit langen Jahren waren die Wiener gewohnt, den Prinzen von Ligne als einen Gegenstand der Ehrfurcht und der Bewunderung anzusehen, Gefühle, welche den Enthusiasmus der Fremden für ihn noch erhöhten. Ohne Zweifel erinnerten sie sich daran, in welchem Grade ihn ihr Kaiser Joseph liebte, welche Ruhmesbrüderschaft sie in ihren Kriegen vereint hatte, in welcher Vertraulichkeit er mit allen Berühmtheiten des letzten

Jahrhunderts gelebt. Man verlor sie noch einmal, indem man sich von dem Manne trennen mußte, welcher von ihnen so bewundrungswürdig sprach und so schön an sie erinnerte.

Wie sollte man einen solchen Mann nicht beweinen? Mit ausgezeichnetem Geiste begabt, konnte er sechzig Jahre hindurch seinen Zeitgenossen zum Beispiel dienen, alle Geister durch seine Einfälle entzücken, sie bezaubern durch die Magie seiner Erinnerungen. Politik, Kriegskunst, Literatur, Alles war sein Feld: er sprach über Alles mit jenem leichten Tone, jenem Stile, den Madame Staël nachlässig gesprochen nannte. Mit bedeutenden Würden bekleidet, verlieh er denselben mehr Glanz, als sie ihm: von allen berühmten Personen, allen Freunden des Ruhmes, der Tugend und der Wissenschaften gesucht, Gegenstand des gerechten Stolzes seiner Familie und seines Vaterlandes, war er doch stets einfach und gut geblieben. Wenn der Tod einen so empfindlichen Schlag thut, und es überhaupt einen Trost giebt für die Ueberlebenden, so besteht er in dem wahren Schmerze, dem allgemeinen Bedauern, mit dem er aufgenommen wird. Ja, es war eine Erleichterung für den Kummer seiner Freunde, zu sehen, daß bei der Botschaft seines Todes alle Freuden des Augenblickes unterbrochen waren: gleich einer Fackel, welche ihren Glanz mit dem Glanze aller dieser

Szenen vermischt hatte, und verlöschend Alles um sich dunkel macht, schien er auch nach seinem Tode um sich herum eine düstere Trauer zu verbreiten.

Ich halte inne: denn meine Worte könnten verdächtigt werden, indem ich dem Prinzen von Ligne nur an Lob wieder zu erstatten scheinen könnte, was er mir an Freundschaft gegeben. Er gehört der Geschichte an: an ihr ist es, über ihn zu urtheilen. Sie wird dasselbe von ihm sagen, und hat es schon gethan, was ich von ihm denke.

Die Leichenfeier des Prinzen von Ligne fand mit allen seinem Range gebührenden Ehren statt, und mit einem Aufsehen, das bisher bei dem Leichenzug eines Privatmannes nicht erhört gewesen war. Mittags verließ der Zug sein Haus: er bestand aus achttausend Mann Infanterie, mehren Schwadronen von allen Waffengattungen und vier Batterieen Artillerie: seine Compagnie Trabanten umgab den Wagen; die Offiziere trugen Trauerflöre. Ein mit einem schwarzen Panzer bekleideter Mann mit einem nachschleppenden Flore von schwarzem Krepp folgte zu Pferde mit gesenktem Degen. Darauf kam ein Schlachtpferd des Prinzen mit einer schwarzen mit silbernen Sternen besäten Decke behangen. Hinter dem Pferde zur Seite der trauernden Familie drängte sich eine Menge Marschälle, Admirale, Generale von fast allen Nationen Europa's: der Prinz Eugen, die Generale

Tettenborn, Philipp von Hessen-Homburg, Walmoden, Uwaroff, von Witt, Ypsilanti, der Prinz von Lothringen, der Herzog von Richelieu und alle Personen von Ansehen, welche sich damals in Wien befanden. Einige von seinen Soldaten, welche gekommen waren, ihm die letzten Ehren zu erweisen, der ihr Vorbild gewesen war, saßen zu Pferde mit gezogenem Degen.

Der Conduckt durchzog einen Theil der Stadt, um sich nach der Pfarrkirche der Schotten zu begeben. Nach der Messe ging der Zug nach dem Kalemberg, wo der Prinz erklärt hatte, begraben werden zu wollen.

Flüchtig, wie alle Größen der Erde, ging dieser Leichenzug eines Feldmarschalls vor den Souveränen vorbei. Der König von Preußen und der Kaiser von Rußland hatten sich, um ihn zu sehen, auf den Theil des Walles gestellt, den die Franzosen geschleift haben. Auf ihrem Gesichte lag die lebhafteste Trauer, ein Zeichen ihrer aufrichtigen Theilnahme. Ohne Zweifel erinnerte sich Alexander daran, in welcher Vertraulichkeit der berühmte Todte einst mit seiner Ahnin, der großen Katharina, gelebt hatte.

Endlich langte der Zug bei der kleinen Kirche auf dem Kalemberge an: dort füllte Weinen und Seufzen das so lange durch seine Gegenwart beglückte Haus. Es war dasselbe Asyl, in welchem ich einige Tage

vorher mit ihm allein so reiche, schnelldahinfließende Stunden verbracht. Als wir die Leiche in das für ihn bereitete Gewölbe begleiteten, schien die Sonne eifersüchtig den letzten Zufluchtsort dieses berühmten Mannes noch einmal bestrahlen zu wollen: ein Strahl durchbrach die Wolken und begrüßte den Sarg, welchen die Erde aufnehmen sollte. Die Glocken der Kapelle läuteten traurig, als ob sie der Welt ankündigen wollten: nun sei Alles zu Ende.

Als das Todtenamt gehalten war, sagte seine Familie, seine Freunde, seine Diener noch ein letztes Lebewohl dem ihnen so über Alles theuer Gewesenen. In jedem Munde war sein Lob, in jedem Auge Thränen. Gesegnet sei das Andenken eines Mannes, den wahrhafter Schmerz zu Grabe geleitet: das ist die schönste Leichenpredigt!

Mit gebrochenem Herzen schlug ich mit Griffiths wieder den Weg nach Wien ein über die Felder, um mich meinem Schmerze freier überlassen zu können. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die Bäume des Schmuckes beraubt; kein Hauch bewegte die Luft: Alles schien unbeweglich. Das einzige Geräusch, das sich hören ließ, kam von den trocknen Blättern und dem beeisten Grase, das unter unsern Füßen knisterte.

„Wie ruhig Alles ist!“ sagte Griffiths zu mir.

„Sieh, wie voll Resignation die Natur: sollte das Herz sich nicht auch ergeben?“

— „Ach, mein theurer Julius,“ sagte ich, und warf mich ihm in die Arme, „wenn man einen solchen Freund verliert, beweint man ihn lange und betrauert ihn ewig.“

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

ner.

Wernc

ner.

Werner

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

La Garde, Auguste <<de>>,

Gemälde des Wiener Congresses 1814-1815; Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anecdoten

Bd.: 2

Leipzig (1844)

P.o.gall. 1152 u-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10093205-4